



Bamberg und seine US-Garnison. Schlaglichter auf Möglichkeiten und Grenzen zivil-militärischer Konfliktregulierung.

Von Christian Th. Müller

Unbeschreibliche Gewalt. Die Kultur der Schlacht von der Antike bis zum 20. Jahrhundert.

Jahrestagung des AKM, 5.- 7.11.2009 in Minden

Die literarische Verarbeitung des Ersten Weltkrieges: Der Führertopos bei Walter Flex' *Der Wanderer zwischen beiden Welten* und Ernst Jüngers *Stahlgewitter*.

Von Christoph Nübel



Abbildungsnachweis: U.S.S. San Diego (CL-53) Memorial (Foto: Michael Sikora)

Der Arbeitskreis Militärgeschichte e. V. wurde 1995 mit dem Ziel gegründet, Forschung und Austausch auf dem Gebiet einer interdisziplinär angelegten und Epochen übergreifenden Geschichte von Militär und Krieg zu fördern. Diese soll politik- und institutionsgeschichtlichen Ansätzen gegenüber ebenso offen sein wie wirtschafts- und sozialhistorischen oder kultur- und geschlechtergeschichtlichen Zugängen.

Der Arbeitskreis möchte zur Entwicklung dieses aktuellen und wichtigen Feldes der Geschichtswissenschaft beitragen, das an deutschsprachigen Universitäten institutionell kaum vertreten ist. Deshalb bietet der Arbeitskreis allen, die an den historischen Aspekten von Krieg und Militär von der Antike bis zum 21. Jahrhundert interessiert sind, ein Forum der Information und Kommunikation. Dieses Forum schafft er durch die regelmäßige Organisation von Workshops und Tagungen, durch die jährlich stattfindende Mitgliederversammlung, durch den zweimal im Jahr erscheinenden *newsletter* sowie durch seine Website und eine Informationsliste.

Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt derzeit € 25,00, für Studenten und Arbeitslose € 10,00. Ein Beitrittsformular kann bei der Geschäftsstelle angefordert werden.

Herausgeber des *newsletters*:

Arbeitskreis Militärgeschichte e. V.

Vorstand:

- 1. Vorsitzender: Prof. Dr. Stig Förster
- 2. Vorsitzender: Prof. Dr. Sönke Neitzel
- Schatzmeister: PD Dr. Christian Koller
- Schriftführer: Dr. Dierk Walter
- Beisitzer: Daniel Hohrath M. A., Dr. Markus Pöhlmann, Dr. Alaric Searle
- Ehrenvorsitzende: Prof. Dr. Wilhelm Deist †, Prof. Dr. Gerd Krumeich

Bankverbindung:

Postbank Karlsruhe; BLZ 660 100 75 ; Konto-Nr. 347373755

Herstellung: Arbeitskreis Militärgeschichte e. V. in Verbindung mit dem Historischen Seminar II der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf.

Bezug: Der *newsletter* erscheint zweimal jährlich; Mitglieder des Arbeitskreises erhalten den *newsletter* kostenlos; Bezug durch den Arbeitskreis Militärgeschichte e. V. Preis je Heft € 10,— (inkl. Versand).

Verantwortliche Redakteure:

- Susanne Brandt: Unendliche Welten
s.brandt@akmilitaergeschichte.de
- Daniel Karch: Hefredaktion
d.karch@akmilitaergeschichte.de
- Richard Kühl: Unendliche Welten
r.kuehl@akmilitaergeschichte.de
- Christian Th. Müller: Wissenschaftliche Projekte:
c.mueller@akmilitaergeschichte.de
- Markus Pöhlmann: Historische Orte, Layout
m.poehlmann@akmilitaergeschichte.de
- Felix Römer: Essays
f.roemer@akmilitaergeschichte.de
- Michael Toennissen: Veranstaltungen
m.toennissen@akmilitaergeschichte.de
- Dierk Walter: Website
d.walter@akmilitaergeschichte.de

© Arbeitskreis Militärgeschichte e. V.

Die Beiträge sind urheberrechtlich geschützt, die Verfasser für den Inhalt verantwortlich. Beiträge, Tagungsberichte, öffentliche Aufrufe und Ankündigungen, Informationen über laufende Forschungsprojekte (v. a. Dissertationen und Habilitationen), geplante Tagungen, Ausstellungen, Forschungseinrichtungen oder Calls for Papers richten Sie bitte per E-Mail oder auf Datenträger an die Redaktion unter der angegebenen Adresse. Die Redaktion behält sich das Recht vor, Beiträge abzulehnen, geteilt abzdrukken oder in Vereinbarung mit dem/der Verfasser/-in zu kürzen.

Arbeitskreis Militärgeschichte e. V.

Geschäftsstelle

Historisches Institut

Universität Bern

Länggassstr. 49

CH-3000 Bern 9

E-Mail Geschäftsstelle:

geschaeftsstelle@akmilitaergeschichte.de

E-Mail Redaktion: nredaktion@akmilitaergeschichte.de

ISSN 1434-7873 (gedruckte Ausgabe)

<http://www.akmilitaergeschichte.de>

INHALT

INHALT	3
AUS DEM ARBEITSKREIS	4
WILHELM-DEIST-PREIS FÜR MILITÄRGESCHICHTE 2009	5
ESSAYS	6
Die literarische Verarbeitung des Ersten Weltkrieges: Der Führertopos bei Walter Flex' <i>Der Wanderer zwischen beiden Welten</i> und Ernst Jüngers <i>Stahlgewitter</i> . Von Christoph Nübel	6
Bamberg und seine US-Garnison. Schlaglichter auf Möglichkeiten und Grenzen zivil-militärischer Konfliktregulierung. Von Christian Th. Müller	9
WISSENSCHAFTLICHE PROJEKTE	12
»Sexuelle Kriegsfragen«. Der Erste Weltkrieg und die deutsche Sexualwissenschaft. Von Richard Kühl	12
Die Deutsche Seekriegsführung im Pazifik im Ersten Weltkrieg 1914-1915. Von Andreas Leipold	13
Warum Krieg? - Kriegsdeutung und Kriegslegitimation im deutschen Militär 1871-1945. Von Niklaus Meier	15
Die japanische Besetzung der malaiischen Halbinsel und Singapurs, 1942-1945: Kollaboration und Widerstand. Von Takuma Melber	16
Kriegslandschaften. Landschafts- und Raumwahrnehmungen deutscher Soldaten im Ersten Weltkrieg. Von Christoph Nübel	17
Deutsche »Höhlen«-Forschung und Nationalsozialismus. Von Karsten Plewnia	19
»Besatzungskinder«. Zur Sozial-, Diskurs- und Biographiegeschichte einer in beiden deutschen Nachkriegsgesellschaften beschwiegenen Gruppe. Von Silke Satjukow	20
»Picking a general's mind«. Zum Deutungshorizont deutscher Generale im Zweiten Weltkrieg. Von Tobias Seidl	21
Proletarischer Mythos und realer Sozialismus. Die Kampfgruppen der Arbeiterklasse in der DDR 1953-1989/90. Von Tilmann Siebeneichner	22
HISTORISCHE ORTE, INSTITUTIONEN	24
Das Luftwaffenmuseum der Bundeswehr in Berlin-Gatow. Von Harald Potempa	24
Das Limesmuseum Aalen. Zweigstelle des Archäologischen Landesmuseums Baden-Württemberg. Von Helmut Rübsam	25
Der Masterstudiengang <i>Military Studies</i> in Potsdam. Von Michael A. Volta	26
UNENDLICHE WELTEN	27
»Operation Walküre« (1971). Von Richard Kühl	27
VERANSTALTUNGEN, TAGUNGSBERICHTE	28
Rummel um Rommel. Zur Ausstellung »Mythos Rommel« in Stuttgart. Von Winfried Mönch	28
»Wenn sich Kriegsgegner wieder mit 'pestverseuchten Kühen' bewerfen, oder: Computerspiele - Geschichte - Wissenschaft«. Von Daniela Fleiß	29
ANKÜNDIGUNGEN, CALLS FOR PAPERS	30
Unbeschreibliche Gewalt. Die Kultur der Schlacht von der Antike bis zum 20. Jahrhundert. <i>Jahrestagung des AKM vom 5. - 7. November 2009 in Minden</i>	30
Imperialkriege. 50. Internationale Tagung für Militärgeschichte des MGFA. <i>Potsdam, 29. Juni - 1. Juli 2009</i>	32

AUS DEM ARBEITSKREIS

Liebe Mitglieder des Arbeitskreises,

seit der Newsletter nurmehr halbjährlich erscheint, haben die Grußworte des Vorstandes eine gute Chance, nolens volens zu Jahresrückblicken auf die Vereinsarbeit zu geraten. Dieser begründeten Tradition will ich mich an dieser Stelle denn auch nicht weigern, zumal es – wie seit einigen Jahren fast stets – viel Erfreuliches zu berichten gibt. Zum einen wächst der Verein – nach einigen Jahren der Stagnation – schon das dritte Jahr in Folge munter weiter. In den Jahren 2006 – 2008 sind insgesamt 88 Mitglieder neu ein- und lediglich 23 ausgetreten, so dass wir nach dem Stand von Oktober 2008 nun 451 Mitglieder zählen. Diese breite Basis macht den Arbeitskreis Militärgeschichte zweifellos zu einer der potentiell wirkungsmächtigsten Zusammenschlüsse deutschsprachiger Historiker(innen).

Dass wir dieses Gestaltungspotential auch tatsächlich umsetzen, zeigt sich andererseits an den Aktivitäten des Vereins, die dieser Tage wohl reger sind denn je zuvor. Im Mai hat in Zusammenarbeit mit der RWTH Aachen die bereits dritte militärhistorische Exkursion stattgefunden, die die Teilnehmenden für vier Tage in die deutsch-belgische Grenzregion Eifel/Lüttich führte. Ein Bericht mit Photos findet sich auf der Website des AKM (<http://ak-militaergeschichte.de/>), unter „Der Arbeitskreis – Exkursionen – Eifel und Ostbelgien.“ Das Konzept, unter fachkundiger Führung historische Schlachtfelder, Befestigungen und Gedenkorte selbst zu „erwandern“, erfreut sich offenbar ungebrochener Beliebtheit. Weitere Exkursionen sind daher fest geplant; 2009 könnte Verdun auf dem Programm stehen. Dabei müssen solche militärhistorischen Ausflüge nicht unbedingt immer an die „Westfront“ führen; auch Ostmitteleuropa ist ja an Schlacht- und Gedenkstätten alles andere als arm. Für Vorschläge – am besten kombiniert mit der Bereitschaft, selbst die Organisation in die Hand zu nehmen – ist der Vorstand jederzeit dankbar.

Im November fand in Jena die 12. Jahrestagung des Arbeitskreises unter dem Thema „Soldatinnen“ statt. War der Teilnehmerkreis, gemessen an früheren Jahren, erneut eher von mäßiger Größe, so waren die präsentierten Vorträge um so bunter. Sie deckten ein breites Themen-, Epochen- und Länderspektrum ab, von Jeanne d'Arc bis zur modernen Bundes-

wehr und von Amerika bis zum Mittleren Osten. Theoretische Reflexionen und kritische Debatten fehlten nicht, kurz: Es war erneut eine rundum gelungene Jahrestagung, die die inhaltliche Breite und die Vitalität des Vereins erwies.

Im Rahmen der Jenaer Tagung wurde auch zum dritten Male der unserem 2003 verstorbenen Gründungs- und Ehrenvorsitzenden Wilhelm Deist gewidmete Preis für militärhistorische Abschlussarbeiten verliehen, und zwar an Christoph Nübel (der in diesem Newsletter mit einem Essay vertreten ist) für eine 2007 an der Philosophischen Fakultät der Universität Münster eingereichte Magisterarbeit mit dem Titel „Die Mobilisierung der Kriegsgesellschaft 1914 bis 1918: Das Beispiel Münster“. Der Wilhelm-Deist-Preis ist mit 500 Euro dotiert. Den Ausschreibungstext finden Sie unter <http://wilhelm-deist-preis.de/>, und der Vorstand möchte Sie ermutigen, geeignete Abschlussarbeiten in Vorschlag zu bringen.

Fortgesetzt hat der Arbeitskreis auch 2008 wieder die gute Tradition der Publikation von Sammelbänden als Resultat und öffentliches Zeugnis seiner Tagungstätigkeit. Erschienen sind die Bände der Mainzer Jahrestagung 2005 „Kriegsgreuel“ (hg. von Sönke Neitzel und Daniel Hohrath) und der Reinbeker Jahrestagung 2006 „Wehrdienstverweigerung“ (hg. von Christian Th. Müller und dem Unterzeichneten). Ein Wermutstropfen ist allerdings, dass es von der äußerst interessanten Berliner Jahrestagung 2007 zur „Waffe“ keinen Sammelband geben wird.

Im Jahr 2009 wird der AKM nicht allein seine eigene (13.) Jahrestagung durchführen, für deren Organisation diesmal Michael Sikora und Marian Füssel verantwortlich zeichnen und die unter dem Thema „Unbeschreibliche Gewalt: Die Kultur der Schlacht von der Antike bis zum 20. Jahrhundert“ stehen wird (den Call for Papers finden Sie auf der Website des Arbeitskreises sowie auch in diesem Newsletter). Vielmehr wird in Zusammenarbeit mit dem Militärgeschichtlichen Forschungsamt, dem Deutschen Historischen Institut in London und dem Hamburger Institut für Sozialforschung vom 29. Juni bis 1. Juli auch eine größere Tagung zu „Imperialkriegen“ als 50. Internationale Tagung für Militärgeschichte in Potsdam stattfinden. (Das Programm ist ebenfalls in diesem Newsletter veröffentlicht.) Die Tradition der 2006 ge-

meinsam mit einer großen Zahl militär- und friedensforschender Verbände ebenfalls in Potsdam veranstalteten Konferenz zur Privatisierung des Krieges weiterführend, beweist der Arbeitskreis mit dieser Kooperation und mit der Besetzung eines durchaus tagesaktuellen Themas erneut seine Scharnierfunktion für die deutschsprachige Militärgeschichte.

Dieses erfreuliche Maß von Aktivität kann der Arbeitskreis natürlich dauerhaft nur aufrechterhalten, wenn seine Mitglieder sich aktiv engagieren. In der Veranstaltung von Tagungen und Exkursionen, in der Redaktion des Newsletter und der Website und nicht zuletzt im Vorstand braucht der Verein die ehrenamtliche Mitarbeit seiner Mitglieder. Wie in jeder derartigen Organisation ist es immer nur eine kleine Zahl von Aktiven, die den größten Teil der Arbeit tut. Lassen Sie sie nicht allein, packen Sie mit an, bringen Sie sich ein, helfen Sie mit, den Arbeitskreis Militärgeschichte dauerhaft zu stabilisieren und in der Forschungslandschaft zu verankern. Wir sind stark und präsent, aber wir stehen noch

immer auf gar zu wenigen Füßen. Und die besondere Bitte an die Lehrenden unter uns: Sorgen Sie dafür, dass Ihre Studierenden, Ihre Schüler und Mitarbeiter, wenn sie zu militärhistorischen Themen arbeiten, ebenfalls mit dem Arbeitskreis bekannt werden, seine Medien nutzen, ihre Projekte im Newsletter vorstellen, womöglich beitreten. Es kostet ja, zumal für Studierende, im Jahr kaum soviel wie ein Mittagessen. Mit Daniel Hohrath und Michael Sikora haben zwei langjährige Mitglieder der Redaktion dieselbe verlassen. Für ihre Arbeit sei ihnen an dieser Stelle gedankt.

Es bleibt, auch der Redaktion dafür zu danken, dass sie zum wiederholten Male einen Newsletter vorlegt, der mit seinen diversen Beiträgen die Bandbreite der im Arbeitskreis vertretenen Themen und Ansätze demonstriert. Viel Spaß mit dem Newsletter 32 wünscht Ihnen daher, namens des gesamten Vorstandes,

Dierk Walter

WILHELM-DEIST-PREIS FÜR MILITÄRGESCHICHTE 2009

Der Arbeitskreis Militärgeschichte e. V. lobt 2009 den Wilhelm-Deist-Preis für Militärgeschichte aus. Der Preis ist der Erinnerung an den führenden deutschen Militärhistoriker Prof. Dr. Wilhelm Deist (1931-2003) gewidmet, der den Arbeitskreis 1995 mit begründete und ihm bis 2002 als Erster Vorsitzender vorstand.

Wilhelm Deist hat sich Zeit seines Lebens besonders dafür engagiert, eine interdisziplinär angelegte Geschichte von Militär und Krieg zu etablieren. Diese sollte politik- und institutionsgeschichtlichen Ansätzen gegenüber ebenso offen sein wie wirtschafts- und sozialhistorischen oder kultur- und geschlechtergeschichtlichen Zugängen. Als Leitender Historiker am Militärgeschichtlichen Forschungsamt und als Honorarprofessor für Geschichte an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg hat er sich in besonderer Weise um Die Bewerbungsunterlagen sind einzusenden an:

Prof. Dr. Sönke Neitzel
Johannes Gutenberg-Universität Mainz
Historisches Seminar Abt. IV
Jakob-Welder-Weg 18
55128 Mainz

die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses bemüht.

Der Preis ist mit € 500 dotiert und zeichnet hervorragende deutschsprachige Abschlussarbeiten auf dem Gebiet der Militärgeschichte aus, die der Dissertation vorgelagert sind (Bachelor, Master, Magister, Staatsexamen sowie vergleichbare internationale Abschlüsse).

Die Abgabefrist für die Ausschreibung ist der 1. Juni 2009. Die Arbeit muss in den Kalenderjahren 2008/09 benotet worden sein.

Die gebundene Arbeit ist in zweifacher Ausfertigung einzureichen, ein Curriculum Vitae und eine Kopie des Erstgutachtens sind beizufügen. Die Manuskripte werden nicht zurückgeschickt.

Tel. ++49-(0)6131-392-2776

Fax ++49-(0)6131-392-5480

Die Ausschreibungsbedingungen können unter auch <http://wilhelm-deist-preis.de> abgerufen werden.

ESSAYS

Die literarische Verarbeitung des Ersten Weltkrieges: Der Führertopos bei Walter Flex' *Der Wanderer zwischen beiden Welten* und Ernst Jüngers *In Stahlgewittern*.*

Von Christoph Nübel

Das Bild von Militär und Kampf, mit welchem die Kriegsgenerationen des vergangenen Jahrhunderts ins Feld zogen, wurde maßgeblich von der Repräsentation des Krieges in der deutschen Literatur mitbestimmt. Die literarische Deutung des Ersten Weltkrieges begann bereits vor 1914. Zahlreiche Publikationen bemühten sich, den erwarteten nächsten Krieg zu imaginieren. Die Pole der Betrachtung spannen sich von Friedrich von Bernhadi, der die natürliche Notwendigkeit des Krieges betonte, bis zu Wilhelm Lamszus' Auffassung vom Krieg als „Menschenschlachthaus“. In den ersten Kriegsmonaten richtete sich die Publizistik ganz auf den Krieg aus, weit überwiegend in affirmativer Weise. Emil Lederer hielt dazu fest, eine „spätere Zeit wird es kaum begreifen können, mit welcher Willenlosigkeit [...] sich alle Strömungen in der Tatsache des Krieges verloren haben [...]. Es gibt keine geistige und keine kulturelle Strömung in Deutschland und außerhalb desselben, welche nicht bereit gewesen wäre, dem Kriege als Ideologie zu dienen“. Kritische Stimmen waren nach der Mobilmachung auch auf Grund der Zensurmaßnahmen nahezu vollständig verstummt. Der Charakter der Veröffentlichungen wandelte sich unter Einfluss des Kriegesgeschehens von einer Darstellungsweise, die im Zeichen der nationalen Aufwallung der ersten Kriegsmonate stand, hin zu einer nüchterneren, aber weiterhin den Krieg idealisierenden Schilderung. Sie legten die Grundlagen, auf denen die Nachkriegsliteratur entstehen sollte, die vom Nachhall der Kämpfe 1914-1919 nicht unberührt blieb.

Auch die Kriegsgegner veröffentlichten nach Friedensschluss ihre Werke, wenn auch nicht immer ohne Schwierigkeiten. Genannt seien hier unter anderem Heinrich Wandt (*Etappe Gent*) oder Edlef Köppen (*Heeresbericht*). Dass die Grenze zwischen pazifistischer und kriegsbejahender Literatur nicht linear verlief, zeigt die Rezeptionsgeschichte von Erich Maria Remarques *Im Westen nichts Neues* von 1928/29, welches heute als kriegskritisches Buch gilt, aber mit dem Leitthema Kameradschaft unter den „einfachen“ Soldaten dem Krieg auch eine positive Seite abge-

winnen konnte. Neben solche Werke traten zahlreiche Bücher, die den Krieg als „großes Erlebnis“ darzustellen suchten.

Kennzeichnend für die Veröffentlichungen dieser Zeit war ihr Authentizitätsanspruch. Jede Schrift behauptete von sich, unmittelbares Erleben zu schildern. War dies zweifelhaft, der Autor vielleicht kein Weltkriegsteilnehmer, konnte dies die Reputation von Person und Werk beschädigen. So sah sich auch Remarque mit der Anschuldigung konfrontiert, sein Buch spiegele nicht eigene Erfahrungen wieder. Die Authentizitätsforderung gipfelte in der Ansicht, dass nur ehemalige Soldaten dazu in der Lage seien, über den Krieg zu schreiben, da die offiziellen Dokumente, aber auch die Historiographie selbst fragwürdig geworden schienen. Damit ging ebenfalls ein Perspektivenwechsel „nach unten“ einher. In Negierung der bis dahin dominierenden generalstabsmäßigen Kriegsdarstellung erschien der populären Geschichtsschreibung hauptsächlich eine Schilderung der Erlebnisse aus dem Blickwinkel der Feldgrauen an der Front als angemessen. So wurde beispielsweise dem Werk *Der Weltkrieg 1914 - 1918* des neu entstandenen Reichsarchivs die Buchreihe *Die Schlachten des Weltkrieges* beigegeben, deren Autoren Kriegsteilnehmer gewesen sein mussten und die den Krieg in populärer Form aus der Sicht der Soldaten schilderten.

Sowohl Literatur als auch Geschichtsschreibung konstruieren Vergangenheit und formen auf diese Weise das zeitgenössische Geschichtsbewusstsein. Auf diese Weise gewann die Kriegsliteratur in der Zwischenkriegszeit beträchtlichen Einfluss auf die Wahrnehmung des „Fronterlebnisses“. Die große Popularität der literarischen Kriegsdarstellungen zumindest in der späteren Weimarer Republik verbunden mit ihrem Authentizitätsanspruch bedingte, dass dieses Genre zu einem großen Teil die Lesart und Sinnggebung des Krieges mit bestimmte und es die kollektive Erinnerung maßgeblich prägte. Zu ihrem Erfolg trug sicherlich auch die Tatsache bei, dass es Deutungsangebote machte, nach denen weite Bevölkerungsteile verlangten.

In den einzelnen Darstellungen dominierten unterschiedlichste Topoi wie Tod, das Verhältnis von Individuum und Masse, Desillusionierung ob des Kriegsgeschehens, aber auch Kameradschaft, Helden- und Führertum sowie Jugend. Im Folgenden sollen Walter Flex' *Der Wanderer zwischen beiden Welten* (1. Aufl. 1916, hier im 269-274. Tausend [vor 1933] verwendet) und Ernst Jüngers *In Stahlgewittern* (1. Aufl. 1920, hier wurde die 4. Aufl. 1922 herangezogen) auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede im Führertopos hin untersucht werden. Beide Werke erlebten in der Nachkriegszeit zahlreiche Auflagen und wirken bis heute auf das Bild vom Ersten Weltkrieg ein.

Walter Flex thematisiert in seiner autobiographisch angelegten Erzählung die Freundschaft zu Ernst Wurche. Bereits am Anfang des Buches werden die besonderen Eigenschaften Wurches hervorgehoben: Er war nicht nur von einer „eigenwilligen Schönheit“ und hatte eine Stimme „so hell und rein wie seine Augen“, vielmehr schien von seinem ganzen Wesen etwas Außerordentliches auszugehen. „Sein Gehen war federnde, in sich beruhende und lässig bewegte Kraft, jenes Gehen, das ‚Schreiten‘ heißt, ein geruhiges, stolzes und in Stunden der Gefahr hochmütiges Schreiten. Der Gang dieses Menschen konnte Spiel sein oder Kampf oder Gottesdienst, je nach der Stunde. Er war Andacht und Freude“ (Flex, S. 5f.). Hiermit beschreibt Flex das, was Max Weber als „Charisma“ bezeichnete, wobei dem Soziologen als Charisma die „übernatürlichen oder übermenschlichen oder mindestens spezifisch außeralltäglichen [...] Eigenschaften“ galten, die nicht jedem zugänglich seien. Nicht nur durch die Semantik, auch durch den Handlungsablauf wird Wurche in jenen von Weber beschriebenen Kontext gerückt. Gleich dem mythischen Religionsstifter Zoroaster, durch Nietzsches Zarathustra in jener Zeit bekannt, „stieg der junge Kriegsfreiwillige von den lothringischen Bergen herab, um Führer und Helfer in *seinem* [Hervorh. C. N.] Volke zu werden“ (S. 7). Wurche stellt sich als Individuum, als berufener Führer (er soll zum Leutnant ausgebildet werden), in den Dienst des Ganzen, ohne sich selbst zu schonen. „Aber er selbst ging [bei Patrouillen, C. N.] immer als erster voraus und kroch als letzter zurück“ (S. 31). Seine Rolle kommt dabei vor allem im Umgang mit seinen Untergebenen zum Vorschein. „Wenn der junge Führer mit seinen Leuten auf nächtlicher Streife auszog, so arbeitete ein frischer, beherrschter Wille un-

ermüdtlich und unnachgiebig an den Menschen, die er führte. [...] Er war beim Fällen und Schleppen der schweren Stämme dabei und verteilte die Kräfte“ (ebd.). Wurche kennt nach kurzer Zeit die Namen seiner Männer und hebt das Zusammenleben im Graben als „vielleicht die beste Schule“ (S. 10) hervor.

Bei einer Patrouille „kehrte [er] nicht um, ohne seinen Auftrag restlos zu erfüllen. Nur seine Leute ließ er zurück.“ Dabei trifft ihn eine Kugel und Wurche stirbt vorbildlich, „still, ohne zu klagen“ (S. 75). Noch im Tode bleibt er Führer, bereit, zu dienen. „In seiner vollen Offiziersausrüstung bettete ich ihn zum Heldenschlafe mit Helm und Seitengewehr“ (S. 77). Wie Friedrich Barbarossa im Kyffhäuser scheint er nun zu ruhen und dazu berufen zu sein, das deutsche Volk in einer von Flex entworfenen apokalyptischen Endzeitvision in die Ewigkeit zu führen: „Dann bricht er mit Fackel und Schwert hervor / Und leuchtet durch der Ewigkeit Tor / Voran seinem deutschen Volke“ (S. 84).

„Aus dem Tagebuch eines Stoßtruppführers“, seinen Kriegstagebüchern, hat Ernst Jünger *In Stahlgewittern* zusammengestellt, wobei auch hier das „Führertum“ ein Leitmotiv ist, das sich jedoch in seiner Gestalt von dem bei Flex unterscheidet. Für den Offizier gelte es, in der Gefahr „gesteigerte Männlichkeit zu beweisen. Ehre und Ritterlichkeit erheben ihn zum Herrn der Stunde. Was ist erhabener, als hundert Männern voranzuschreiten in den Tod? Gefolgschaft wird solcher Persönlichkeit nie versagt [...]“ (Jünger, S. 18). Dennoch handelte Jünger nach einer anderen Ratio als Wurche. Bei Patrouillen „befand sich zur Zeit immer nur einer, den sich das Fatum auswählen mochte, in der Gefahr, von einem lauernden Schützen erschossen zu werden, während die anderen geschlossen weiter hinten zum Eingreifen bereit waren. Ich pflegte mich natürlich [...] von diesem Amte niemals auszuschließen, trotzdem ich meine Anwesenheit bei der Patrouille selbst für wichtiger hielt. Indes muß der Frontoffizier im Kriege manchmal aus Rücksichten subjektiver Art taktische Fehler begehen“ (S. 111). In Augenblicken der Gefahr „war ich immer wieder erstaunt und gerührt von dem gläubigen Vertrauen des Mannes auf die Überlegenheit des Offiziers über die Lage“ (S. 119). Während Flex die Figur des Wurche als *primus inter pares* darstellt, inmitten seiner Kameraden dem Volke aus Vaterlandsliebe dienend, arbeitet Jünger eher die auch durch

die militärische Rangfolge hervorgehobene Stellung des Offiziers vor den Mannschaften heraus. War Wurche bürgerlich gebildet, Goethe rezitierend und über die Bibel nachsinnend, kommen bei Jünger „die geistigen Träger und Vorkämpfer der Front“ am Offizierstisch zusammen. „Hier war ein Element lebendig, das die Wüstheit des Krieges unterstrich und doch vergeistigte, das man bei den Leuten, mit denen man zusammen im Trichter lag, so selten fand, die sportsmäßige Freude an der Gefahr, der ritterliche Drang zum Bestehen eines Kampfes“ (S. 106). Das Kampfmotiv ist ebenfalls ein anderes: Im Grunde ging es nicht nur um Deutschland, diese Umwidmung geschah erst sukzessive mit den späteren Auflagen der *Stahlgewitter*. Bei Jünger kämpft ein neuer Mensch, es „triumphiert der menschliche Geist über die gewaltigsten Äußerungen der Materie, der gebrechliche Körper stellt sich, vom Willen gestählt, dem furchtbarsten Gewitter entgegen“ (S. 74). Es scheint Nietzsches Übermensch durch die Schilderung hindurch, wenn Jünger von den Infanteristen als „eisenbeladene[n] Tagelöhner[n] des Todes“ spricht, „Überwinder[n] der Furcht“ und „Meister[n] des Sprengstoffs“. „Das war der deutsche Infanterist im Kriege. Gleichviel wofür [Hervorh. C. N.] er kämpfte, sein Kampf war übermenschlich“ (S. IV).

Flex und Jünger gestalten den Führertopos in ihren Werken unterschiedlich aus. Beide heben den Vorbildcharakter des Führers hervor, bei Flex wächst der Führer aus einer leidvollen Ausbildung heran, in den *Stahlgewittern* ist der Offizier Führer *qua* seines Ranges, was eine gewisse Ungebundenheit gegenüber seiner Gefolgschaft mit einschließt. Nach Max Weber gab es hier „keine ‚Anstellung‘ oder ‚Absetzung‘, keine ‚Laufbahn‘ und kein ‚Aufrücken‘. Sondern nur Berufung nach Eingebung des Führers auf Grund der charismatischen Qualifikation des Berufenen.“ Die „imaginierte Welt“ (Bernd Hüppauf) des *Wanderer* erschafft mit Wurche die ideale Führerfigur, an der es in der Realität zumeist fehlte: Das Verhältnis von Vorgesetzten und Untergebenen war weitaus mehr von Distinktion und Repression geprägt denn von

Kameradschaft und Gleichberechtigung. Die Unterschiede in der Darstellung liegen in den verschiedenen Viten der Autoren begründet. Flex entstammte dem bürgerlichen Milieu und hatte von dort eine gefestigte Lebensanschauung übernommen. Er bedauerte den Kulturverfall seiner Zeit und hoffte auf die läuternde Wirkung des Krieges und eine nationale Gemeinschaft des Volkes. Jünger hingegen, bei Kriegsbeginn jung und mit noch ungefestigtem Weltbild, begriff den Krieg als „Kette aufregender Ereignisse“ (Jünger, S. 119), deren Deutung erst später erfolgen konnte. In der Weimarer Republik versuchte er im Programm der Konservativen Revolution Moderne und Reaktion miteinander zu verknüpfen und veränderte die (politischen) Nuancen seines veröffentlichten Kriegstagebuches ständig (ohne sich bei den Nationalsozialisten anzubiedern). Flex, im vorletzten Kriegsjahr auf Ösel gefallen, hinterließ sein Programm vom Führertum als Vermächtnis der Deutung der nachfolgenden Generationen. Der *Wanderer zwischen beiden Welten* wurde zum Kultbuch im Nationalsozialismus.

 *Ich danke Christian Th. Müller und Felix Römer für ihre kritischen Anmerkungen zum Text.

Literaturauswahl:

- Fussell, Paul: *The Great War and Modern Memory*. New York 2000.
- Hüppauf, Bernd: *Kriegsliteratur*, in: Hirschfeld, Gerhard u.a. (Hg.): *Zyklusopädie Erster Weltkrieg*. Paderborn 2003, S. 177-191.
- Koch, Lars: *Der Erste Weltkrieg als Medium der Gegenmoderne*. Zu den Werken von Walter Flex und Ernst Jünger. Würzburg 2006.
- Möser, Kurt: *Kriegsgeschichte und Kriegsliteratur*. Formen der Verarbeitung des Ersten Weltkrieges. In: *Militärgeschichtliche Mitteilungen* 40 (1982), S. 39-51.
- Schneider, Thomas F.: *Zur deutschen Kriegsliteratur im Ersten Weltkrieg*, in: *Krieg und Literatur III/IV* (1997/1998), S. 101-114.

Bamberg und seine US-Garnison. Schlaglichter auf Möglichkeiten und Grenzen zivil-militärischer Konfliktregulierung.

Von Christian Th. Müller

Die Beziehungen von Militärstandorten und ihren Garnisonen sind traditionell durch ein eigentümliches Verhältnis von Anziehung und Abgrenzung, von Kooperation und Konflikt gekennzeichnet. Handelt es sich bei der Garnison um ausländische Truppen, so kommt dazu außerdem noch die Kategorie der Fremdheit, welche die Komplexität im Verhältnis von Militär und ziviler Gesellschaft weiter steigert. Das zeigte sich auch bei der amerikanischen Truppenstationierung in der Bundesrepublik Deutschland während des Kalten Krieges. Anhand des Standorts Bamberg sollen zunächst die klassischen Konfliktlinien und Regulationsinstrumente aufgezeigt werden, um danach am Beispiel des Generatorenlärmproblems die Möglichkeiten und Grenzen deutsch-amerikanischer Kooperation und Konfliktregulierung darzustellen.

Bamberg, eine kreisfreie Stadt mittlerer Größe im bayerischen Regierungsbezirk Oberfranken und gleichzeitig Verwaltungszentrum des Landkreises Bamberg, ist seit 1945 amerikanischer Militärstandort. Einer Stadtbevölkerung von etwa 70.000 Einwohnern standen während des gesamten Kalten Krieges 6.000 bis 8.000 US-Soldaten gegenüber, zu denen etwa 4.000 Familienangehörige und amerikanische Zivilbeschäftigte kamen. Die Garnison besteht bis heute in vermindertem Bestand fort.

Die mit der amerikanischen Militärpräsenz verbundenen Probleme und Konflikte sowie der Umgang mit ihnen durch deutsche und amerikanische Institutionen hatten prägenden Einfluss auf die deutsch-amerikanischen Beziehungen vor Ort und die Sichtweise der Bamberger Bevölkerung auf „ihre“ Garnison im Speziellen und die amerikanische Militärpräsenz in der Bundesrepublik im Allgemeinen. Die wellenförmig zu- und abnehmenden Konfliktpotentiale resultierten dabei sowohl aus dienstlichen als auch außerdienstlichen Aktivitäten der US-Truppen und ihrer Angehörigen. Im außerdienstlichen Bereich reichten die Problemlagen von divergierenden deutsch-amerikanischen Auffassungen zu den Normen gutnachbarschaftlichen Verhaltens über die devianten Begleit-

erscheinungen soldatischer Freizeitgestaltung unter besonderer Berücksichtigung ihrer Teilhabe am Bamberger Nachtleben bis hin zu eindeutig kriminellem Verhalten, bei dem vor allem Vandalismus-, Gewalt- und Sexualdelikte für öffentliche Empörung sorgten. 1956 ging dies gar soweit, dass der Bamberger Stadtrat nach der gemeinschaftlichen Vergewaltigung einer 15jährigen Schülerin durch sieben US-Soldaten den Abzug der Garnison forderte.

Im dienstlichen Bereich stachen hingegen vor allem die mit dem Ausbildungs- und Übungsbetrieb der US-Garnison zusammenhängenden Manöver- und Straßenschäden durch Militärfahrzeuge sowie Lärm- und Umweltbelastungen verschiedenster Art ins Auge, die ein immer wiederkehrender Gegenstand von Beschwerden, Zeitungsartikeln und den lokalen deutsch-amerikanischen Konsultationen waren.

US-Streitkräfte und deutsche Behörden waren sich der politischen Bedeutung funktionierender deutsch-amerikanischer Beziehungen und damit einer erfolgreichen Konfliktregulierung für die gesellschaftliche Akzeptanz der amerikanischen Militärpräsenz durchaus bewusst. Öffentlichkeitsarbeit der US Army und institutionalisierte Beziehungen von Landkreis und Kommune zur Garnison bildeten daher den Widerpart zu den vor Ort auftretenden Problemen. Sie dienten der Einhegung von Konfliktpotentialen, der Demonstration deutsch-amerikanischen Einvernehmens und der Selbstdarstellung der US-Streitkräfte als verlässliche Kooperationspartner, Freunde und mächtige Beschützer.

Neben der seit 1955 auch in Bamberg Jahr für Jahr veranstalteten Deutsch-amerikanischen Freundschaftswoche war dabei die Einrichtung des deutsch-amerikanischen Beratungsausschusses am 16. Oktober 1953 von entscheidender Bedeutung. Die Gründung des Ausschusses als permanentes paritätisches Konsultationsgremium signalisierte nicht nur den beiderseitigen Willen zu einem einvernehmlichen Miteinander, sondern war für die deutsche Seite von kaum zu überschätzendem symbolischen Gewicht. Obschon die US-Streitkräfte formal noch Besatzungsmacht

waren, befanden sich die deutschen Behörden nun nicht mehr in der unattraktiven Rolle des Befehlsempfängers und Bittstellers, sondern wurden offiziell als gleichberechtigte Partner anerkannt, deren Interessen zu berücksichtigen waren. Das bis dahin paternalistisch-autoritär geprägte Auftreten der Besatzungsmacht wurde nun abgelöst durch ostentative Kooperationsbereitschaft. Diese äußerte sich zum Beispiel in den regelmäßig vor großen Truppenübungen stattfindenden Konsultationen zwischen deutschen Behörden und US-Streitkräften zur Festlegung des Manövergebietes sowie zu verschonender Straßen und Flächen oder der Entsendung von Manöver-schadenstrupps zur schnellen Erfassung und Regulierung aufgetretener Schäden. Sobald sich bei den in Bamberg stationierten Soldaten Erscheinungen devianten Verhaltens häuften, veranlasste der amerikanische Standortkommandeur eine verstärkte Präsenz der Militärpolizei oder vereinbarte mit der Bamberger Stadtpolizei den Einsatz binationaler „Kombistreifen“, die zugleich deutsch-amerikanisches Einvernehmen demonstrierten. Auf diese Weise konnten wesentliche Konfliktpotentiale vor Ort wirksam eingedämmt werden. Nach gewissen Anlaufschwierigkeiten, die nicht zuletzt der gewohnheitsmäßigen Inanspruchnahme von vormaligen Besatzungsrechten und den damit verbundenen mentalen Dispositionen bei einem Teil der amerikanischen Kommandeure geschuldet waren, spielte zum Beispiel das Problem der Manöverschäden ab Mitte der sechziger Jahre praktisch kaum noch eine Rolle im wechselseitigen Verhältnis.

Demgegenüber bildeten Umwelt- und vor allem Lärmbelastungen ein zum Teil über Jahrzehnte präsentenes Konfliktpotential. Für die Anwohner des Kasernenviertels und die Bewohner der im Nordosten Bamberg gelegenen Gartenstadt bildete der Lärm von Hubschraubern, Generatoren und Panzern zwischen 1961 und 1989 einen beinahe permanenten Stein des Anstoßes. Hier gerieten die in Bamberg institutionalisierten und ansonsten gut funktionierenden Formen deutsch-amerikanischer Kooperation an ihre Grenzen. Die jahrzehntelangen Bemühungen zur Dämpfung des von den Generatoren der 1963 bis 1976 in der Breitenau befindlichen Flugabwehrraketen-Stellung ausgehenden Lärms, kurzfristige Teilerfolge und immer wieder-

kehrendes Scheitern nahmen dabei durchaus schon groteske Züge an.

Die Funkmessgeräte der Anfang 1963 in unmittelbarer Nähe der nördlichen Gartenstadt stationierten Hawk-Batterie wurden mit fünf Dieselgeneratoren betrieben, die Tag und Nacht liefen. Dadurch waren die Anwohner nach Angaben des Bamberger Gesundheitsamtes einer permanenten Geräuschkulisse ausgesetzt, „als wenn in nächster Nähe ein schwerer Lastkraftwagen dauernd im Leerlauf auf vollen Touren laufe“. Die für Wohngebiete angegebene Schallobergrenze von 35 phon wurde mit den gemessenen 50, in den Spitzen sogar 55 phon deutlich überschritten. Vor allem die nächtliche Lärmbelastung führe laut Gesundheitsamt zu Störungen des vegetativen Nervensystems, chronischen Ermüdungszuständen, Herz- und Kreislaufbeschwerden sowie zur Beeinträchtigung der Darmperistaltik¹.

Folgerichtig dauerte es nicht lange, bis es zu ersten Beschwerden der Anwohner kam und auch die Lokalpresse das Problem aufgriff. Der Kommandeur der Einheit erklärte daraufhin, dass es keine Möglichkeit gebe, den Lärm – etwa durch einen Lärmschutzwall – einzuschränken, da dann die Abgase nicht entweichen könnten und die Bedienungen gefährden würden².

Nach weiteren Beschwerden und Zeitungsberichten über den zunehmenden Zorn der Anwohner zeigten sich Abteilungskommandeur und Batteriechef im Juni 1963 kooperationsbereit und umgaben die Generatoren halbkreisförmig mit einem Wall aus 7.000 Sandsäcken. Die Regionalzeitung *Fränkischer Tag* titelte daraufhin optimistisch: „Die Anlieger der Breitenau können wieder ruhig schlafen“, und meldete gleichzeitig, dass die Stellung voraussichtlich in zwei Jahren geräumt werde³.

Weder das eine noch das andere trat jedoch ein. Da die Öffnung des Walls ausgerechnet nach Süden, zur Gartenstadt hin, gerichtet war, blieben die Bewohner unvermindert und zum Teil sogar verstärkt dem Lärm der Generatoren ausgesetzt. Freundliche Gesten des Abteilungskommandeurs, wie die im September 1963 durchgeführten Ortsbegehungen und Hausbesuche bei betroffenen Anwohnern gemeinsam mit Vertretern des Bürgervereins Gartenstadt konnten da allen-

falls für temporäre Besänftigung der Gemüter sorgen⁴.

„Endgültige“ Abhilfe sollte dann im Oktober die Drehung der Sandsackbarriere mit Öffnung nach Westen auf unbebautes Gebiet bringen⁵. Doch wieder erfüllten sich die Erwartungen nicht. Die Beschwerden dauerten an und die Vorbereitungen zur Verlegung der Stellung in ein siedlungsarmes Gebiet kamen nur schleppend voran. Im Januar 1965 teilte der Leiter des Wehrreferates der Bayerischen Staatskanzlei, Regierungsdirektor Helmut Penzel, mit, dass mit einer Verlegung der Stellung „etwa 1967“ zu rechnen sei. Zwischenzeitlich habe er sich auch im Dezember 1964 vor Ort informiert und festgestellt, dass die Generatoren – tagsüber – in der Siedlung kaum zu hören seien und ihre Geräusche durch den Verkehrslärm von der Bundesstraße 22 bei weitem übertroffen würden. Wie er seinem Schreiben abschließend süffisant hinzufügte, sei die Staatskanzlei für die Minderung des letzteren jedoch nicht zuständig⁶.

Während die Stadt Bamberg und auch die lokalen US-Kommandeure sich mit mäßigem Erfolg um eine Lösung bemühten, verlegte sich der Vertreter der Staatskanzlei auf eine Bagatellisierung des Problems und die US-Streitkräfte lehnten die an sich nahe liegende Lösung, die Stellung an die allgemeine Stromversorgung anzuschließen, aus Kostengründen ab⁷.

Stattdessen wurde im August 1965 der Lärmschutzwall unter tätiger Mitarbeit der Anwohner noch einmal um 10.000 Sandsäcke verstärkt, was die Situation zwar verbesserte, aber noch keine zufrieden stellende Lösung darstellte⁸. Zudem war die Verbesserung nur von kurzer Dauer. Bereits im Jahr darauf häuften sich wieder die Beschwerden, da die als praktisches Beispiel deutsch-amerikanischer Kooperation und Freundschaft gemeinsam errichtete Sandsackbarriere bis zum Herbst 1966 beinahe vollständig abgetragen worden war. Der neue Batteriechef begründete dies mit der bekanntermaßen geringen Lebensdauer von Sandsäcken. Der augenscheinlich gute Zustand der noch verbliebenen Sandsäcke und die nunmehr zahlreichen, mit Sandsäcken ausgebauten Feldbefestigungen zur Rundumverteidigung der Raketenstellung ließen Bürgerverein und

Lokalpresse jedoch an dieser Darstellung zweifeln⁹.

Auch die, wie man angenommen hatte, für Sommer 1967 geplante Verlegung der Stellung kam nicht zustande. Dafür wurden neue Wege des Lärmschutzes beschritten. Bürgerverein und US-Soldaten bauten zusammen aus Rohren und alten Ölfässern einen „Schalldämpfer“ für die Generatorenhalle, was zunächst als „erfolgreiche deutsch-amerikanische Selbsthilfeaktion“ gefeiert wurde. Die Freude währte indes nicht lange, da der von Zeitzeugen im Nachhinein abschätzig als „Micky Maus Equipment“ klassifizierte Schalldämpfer schon einen Monat nach Inbetriebnahme bei einem Sturm beschädigt wurde. Nun war alles wieder beim Alten¹⁰.

Nach weiteren Protesten und der zwischenzeitlichen Kritik aus der Presse, dass die Bamberger Garnison über 200.000 DM zur Errichtung eines Golfplatzes verfügt, aber für die „Beseitigung der entsetzlichen Lärmbelästigungen durch die Generatoren der Raketenstellung (...) einfach kein Geld da ist“, wurde 1969 ein Lärmschutzschuppen errichtet, der jedoch nur einen Teil der Generatoren aufnehmen konnte und obendrein bereits im September 1970 abbrannte¹¹.

Eine befriedigende Lösung konnte erst 1973 erreicht werden, als Stadt, Landkreis, Bürgerverein Gartenstadt und die Gemeinde Memmelsdorf eine Schalldämpfanlage finanzierten, die von einer deutschen Firma installiert wurde¹². 1976 wurde die Stellung schließlich aus der Breitenau in ein weniger dicht besiedeltes Gebiet verlegt.

Das Beispiel Generatorenlärm verdeutlicht dabei nicht nur, wie schwierig selbst bei vorhandener Kooperationsbereitschaft der lokalen Kommandeure die Einhegung der mit der amerikanischen Truppenpräsenz verbundenen Belastungen sein konnte. Freundliche Gesten und die gemeinsamen Arbeitseinsätze demonstrierten kurzfristig zwar immer wieder deutsch-amerikanisches Einvernehmen.

Insgesamt zeigte der beschwerliche Weg zu einer langfristigen Lösung des Lärmproblems jedoch auch eindringlich dessen Grenzen. Sobald es um eine zudem auch noch kosten-trächtige Veränderung der üblichen Dienstgepflogenheiten der Stationierungstruppen ging, zeigten sich die US-Streitkräfte eher wenig entgegenkommend. Gleichzeitig zeigt das Beispiel auch die Schwerfälligkeit und

mangelnde Sensibilität der in Standortfragen federführenden deutschen wie amerikanischen Bürokratie, die sich über ein Jahrzehnt nicht in der Lage sah, eine von Anfang an als hochproblematisch erkannte Standortplanung zu revidieren oder auch nur die finanziellen Mittel für eine alternative Stromversorgung beziehungsweise effektive Lärmschutzmaßnahmen bereit zu stellen.

Der vorliegende Aufsatz basiert auf meinem Habilitationsprojekt: Amerikanische und sowjetische Truppen in Deutschland während des Kalten Krieges. Erfahrungen, Beziehungen und Konflikte im Vergleich.

Weiterführende Literatur:

Becker, Hans/Burdack, Joachim, Amerikaner in Bamberg. Eine ethnische Minorität zwischen Segregation und Integration (=Bamberger Geographische Schriften Sonderfolge Nr. 2), Bamberg 1987

Müller, Christian Th., Alliierte Militärangehörige in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg, in: Klaus J. Bade, Pieter C. Emmer, Leo Lucassen Jochen Oltmer (Hg.), Enzyklopädie Migration in Europa: Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Paderborn 2007, S. 369-374.

Nelson, Daniel J., A History of U.S. Military Forces in Germany, Boulder/London 1987.

¹ Hauptregistratur Bamberg, C2 6a 228-10 Beiakt, Gesundheitsschädigende Lärmbelästigung von Anwohnern durch Aggregate und Flugzeuge und Raketenstellung der US-Stationierungstreitkräfte auf dem Flugplatz Breitenau 1963, Gesundheitsamt an Ordnungsamt vom 10.06.1963.

² Hauptregistratur Bamberg, C2 6a 228-10 Beiakt, Beschwerde von Alois Stöhr an den deutsch-amerikanischen Verständigungsausschuss vom 26.02.1963. *Fränkischer Tag* vom 25.04.1963, Der Transformator rumort weiter.

³ *Fränkischer Tag* vom 02.07.1963, Die Anlieger der Breitenau können wieder ruhig schlafen. 7000 Sandsäcke sollen den Lärm bannen.

⁴ *Fränkischer Tag* vom 27.09.1963, Eine sympathische Geste.

⁵ *Bamberger Volksblatt* vom 30.10.1963, Toben der Motoren gebändigt.

⁶ Bericht zum Schreiben Penzel an den Gaustädter Landtagsabgeordneten Stenglein in: *Fränkischer Tag* vom 15.01.1965, Generatoren werden bald abgebaut. Gartenstadt wird von der Lärmbelästigung bis 1967 befreit.

⁷ Hauptregistratur Bamberg, C2 6a 228-10 Beiakt, laut Schreiben Oberbürgermeister Mathieu an MdB Röhner vom 25.10.1966 wäre dann mit monatlichen Stromkosten von 14.000 DM zu rechnen, während das derzeit verbrauchte Dieselöl lediglich mit 7.000 DM zu Buche schlage.

⁸ *Bamberger Volksblatt* vom 19.08.1965, Nochmal 10000 Sandsäcke als Lärmschutz.

⁹ *Bamberger Volksblatt* vom 19.10.1966, Die Generatoren dröhnen wie sonst. *Fränkischer Tag* vom 19.10.1966, Die amerikanischen Generatoren dröhnen wie eh und je.

¹⁰ *Bamberger Volksblatt* vom 20.02.1967, Richtfest für den Superschalldämpfer. *Fränkischer Tag* vom 17.03.1967, Lärm wie gehabt - Schalldämpfer bei Sturm beschädigt. Interview mit Li Alson*, S. 38f.

¹¹ *Bamberger Volksblatt* vom 07.09.1968, Kein Geld für Lärmbekämpfung, *Fränkischer Tag* vom 17.09.1970, Brand in der US-Raketenstellung.

¹² *Fränkischer Tag* vom 14.04.1973, Einfaches, aber effektives Prinzip.

WISSENSCHAFTLICHE PROJEKTE

„Sexuelle Kriegsfragen“. Der Erste Weltkrieg und die deutsche Sexualwissenschaft. (Dissertation)

Von Richard Kühl

Mit nachträglicher Überraschung bemerkten Sexualforscher in Deutschland nach dem Ende des Ersten Weltkrieges, dass ihre zu den „ausgesprochenen Friedensspezialitäten“ (Otto Adler) gerechnete Fachdisziplin mit spezifischen Fragen an den Krieg ein neues Forschungsfeld entdeckt hatte. Ein heute noch recht bekanntes Zeugnis dieser Beschäftigung ist die 1930 von Magnus Hirschfeld in zwei Bänden herausgegebene „Sittengeschichte des Weltkrieges“. Weniger bekannt ist, dass sich das Forschungsinteresse der frühen Sexualwissenschaft bereits in den Kriegsjahren in einer Flut von Publikationen niederschlug. Allein die von dem Berliner Arzt und Sexual-

wissenschaftler Iwan Bloch erstellte, von ihm ausdrücklich als nicht vollständig bezeichnete „Bibliographie der gesamten Sexualwissenschaft“ verwies zwischen 1914 und 1919 unter dem Stichwort „Kriegsliteratur“ auf über 800 sexualpolitische und -wissenschaftliche Einzelveröffentlichungen.

In der von Professor Gerd Krumeich (Heinrich-Heinrich-Universität Düsseldorf) betreuten Dissertation soll die bislang in der historiografischen wie auch der wissenschaftshistorischen Literatur kaum beachtete sexuologische Forschung zum Ersten Weltkrieg erstmals umfassend und systematisch untersucht werden. Aus einer wissenschafts-

historisch angelegten Perspektive wird danach gefragt, wie die Forscher im Kriegsraum „Fuß fassten“, auf welchen Feldern geforscht wurde und welche forschungsprogrammatischen und sexualpolitischen Konsequenzen sie aus ihren Erfahrungen und ihrer kulturellen Deutung des Krieges zogen. Als ein roter Faden wird sich in der Untersuchung die Beschäftigung mit der Frage wiederfinden, inwiefern die Forschungsarbeiten der zeitgenössischen Sexuologie neue historiografische Zugänge und weitere kultur-, mentalitäts-, sexual- und geschlechtergeschichtliche Erkenntnisse, insbesondere hinsichtlich der seelischen Nöte der Soldaten des Ersten Weltkrieges und dessen körperlicher und psychischer Verheerungen liefern. Der erste Teil der Dissertation gilt der Tätigkeit von Sexualwissenschaftlern im Krieg selbst; ein zweiter beschäftigt sich mit der Präsenz des Themas Krieg und Sexualität in der Kriegserinnerungskultur und -politik der Weimarer Republik und dem Anteil, den Sexualwissenschaftler daran hatten.

Die Untersuchung fokussiert zunächst auf die zwischen 1914 und der unmittelbaren Nachkriegszeit dominierenden sexualwissenschaftlichen Forschungstrends und Betätigungsfelder: 1. auf die sitten- und kulturhistorisch interessierte sexuologische „Feldbeobachtung“ (Paul Lissmann) an der Front und in der Etappe (*Sexualsoziologie/empirische Sexualforschung [damals: „statistische“ Sexualforschung]*), 2. auf die vornehmlich in kriegsgerichtlichen Gutachtertätigkeiten von Sexualwissenschaftlern sich niederschlagende Beschäftigung mit Fällen von sexueller Perversion und sexueller Delinquenz bei Kriegsteilnehmern (*Forensische Sexualforschung*), 3. auf Untersuchungen über kurz- und langfristige Einwirkungen des Krieges (und des „Kriegserlebnisses“) auf die Sexualfunktionen (*Sexualmedizin*), 4. auf sexualethische und be-

völkerungspolitische Entwürfe, die im Kontext teigender „Kriegsverluste“ innerhalb der Sexualforschung diskutiert wurden (*Sexualpolitik*), sowie 5. auf einen thematischen Schwerpunkt: auf theoretische, kasuistische und empirische Studien, die sich mit Fragen nach den kulturellen und psychosexuellen Signaturen, die der Krieg im Geschlechterverhältnis und der Sexualkultur hinterließ, auseinandersetzen.

Hieran schließt sich im zweiten Teil der Dissertation zunächst ein Überblick über das bei Kriegsende für Sexualforscher sichtbar gewordene Ausmaß der Einwirkungen des Krieges auf sexuellem Gebiet an. Ein Schwerpunkt gilt hierbei den Tätigkeiten des 1919 in Berlin als weltweit erste Therapie- und Forschungseinrichtung ihrer Art von Magnus Hirschfeld gegründeten „Instituts für Sexualwissenschaft“ und des explizit vor dem Hintergrund durch den Krieg bewirkten eklatanten Zunahme sexueller Störungen eingerichteten „Berliner Psychoanalytischen Instituts“. Sodann befasst sich die Arbeit mit dem Thema Sexualität in der Kriegserinnerungspolitik und -kultur der Zwanziger Jahre und damit mit dem Gang der Sexualwissenschaftler aus den Foren ihrer Fachdisziplin in die Öffentlichkeit. In Vergessenheit geratene Vorläufer der berühmten „Sittengeschichte des Weltkrieges“ werden erstmals näher auf Intention, Inhalt und Rezeption untersucht. Besondere Aufmerksamkeit gilt allerdings dem Hirschfeldschen Klassiker und seiner Aufnahme in die um 1930 kontrovers geführte Debatte um die „Wiederkehr des Weltkrieges in der Literatur“.

Richard Kühl

Kontakt: rkuehl@ukaachen.de

Die Deutsche Seekriegsführung im Pazifik im Ersten Weltkrieg 1914-1915. (Dissertation)

Von Andreas Leipold

Ein bisher vernachlässigtes Thema der deutschen Militärgeschichte stellt der Seekrieg des Deutschen Reiches im Pazifik dar. Die geplante Arbeit soll dieses Desiderat beheben.

Im ersten Kapitel gilt es, die militärischen Planungen des Deutschen Reiches für den pazifischen Raum aufzuzeigen. Für den Krieg gegen die Vereinigten Staaten sahen die Pläne der Jahre 1898 bis 1906 einen deutschen An-

griff auf die Westküste der USA oder auf die Philippinen vor. Ab 1907 bildeten dann die Philippinen das Hauptangriffsziel. Der Krieg gegen Frankreich sollte an den Küsten Indochinas ausgetragen werden. So sollten die französischen Schiffe in Saigon blockiert oder vernichtet und anschließend zum Kreuzerrieg übergegangen werden. Kurzzeitig wurde 1910 die Möglichkeit einer Landungsoperation

ins Kalkül gezogen, doch auf Grund der überlegenen französischen Landstreitkräfte verworfen. Im Krieg gegen Großbritannien sollte das Kreuzergeschwader zum Handelskrieg übergehen. Eine Schlacht sollte gegen die als überlegen eingeschätzten Briten nicht gesucht werden. Australien und Neuseeland wurden erst ab 1908 als Verbündete Großbritanniens wahrgenommen, so dass sich das Kreuzergeschwader in einer unterlegenen Position sah. Das Operationsgebiet der Jahre 1900 bis 1911 war die Südsee, doch wurden die deutschen Kreuzer ab 1912 zu Operationen gegen den britischen Handel in der Nähe Tsingtau zurückgezogen. Den Kampf gegen Japan sollte es vermeiden. Aus diesen Erkenntnissen lässt sich die These ableiten, dass die deutsche Seekriegsplanung für den Pazifik zunehmend defensive Züge trug.

Aus den Kriegsplänen resultierten die Optionen des Kreuzergeschwaders im August 1914. So bestand die Möglichkeit, den britischen, russischen und französischen Handel in der Straße von Malakka zu schädigen. Spee hatte dieses bei seinem Abmarsch von Pagan im Sinn. Der Kriegseintritt Japans veränderte die Lage. Nun wurden die deutschen Kreuzer von Norden, Westen und Süden bedroht. Der einzige Ausweg sollte der Rückzug nach Osten, nach Südamerika werden. Die Meldung des Auswärtigen Amtes, dass Chile wohlwollend neutral sei, schien Spee zu diesem Entschluss veranlasst zu haben.

Dennoch stellt sich in diesem Punkt die Frage, ob Spee nicht weiter gehende Absichten hegte. So konnte er über Südamerika in den Atlantik vorstoßen und von dort in die Nordsee durchbrechen. Diese Annahme lässt sich in den Quellen aus der Zeit zwischen August und Anfang November 1914 jedoch nicht belegen. Der nächste Punkt soll die Versorgung des Kreuzergeschwaders aufzeigen. Da im Pazifik keine deutschen Kohlestützpunkte vorhanden waren, mussten Handelsschiffe die Transportaufgaben übernehmen. Hierbei dienten die Schiffe des Norddeutschen Lloyd und der Hamburg Amerika Linie aus Manila, Yokohama und Sydney als treue Gehilfen. Sie erlaubten es Spee, seinen Weg nach Südamerika zu nehmen.

Auf dem Weg nach Südamerika griff Spee die Insel Samoa an. Er fuhr in den Hafen in der Absicht, den australischen Schlachtkreuzer „H.M.A.S. Australia“ zu zerstören. Er fand aber neuseeländische Truppen, welche sich auf

eine Verteidigung vorbereiteten, vor. Spee griff diese trotz eigener Überlegenheit nicht an, so dass ihm von neuseeländischer Seite Feigheit vorgeworfen wurde. Spee rechtfertigte sich einen Tag nach dem Angriff mit der Anwesenheit von Zivilisten zwischen den Soldaten. Obschon das Kriegstagebuch Spees Darstellung widerspricht, wird sie in der Literatur bis heute ohne nähere Prüfung akzeptiert.

An der Küste Chiles gelang es Spee, ein britisches Geschwader unter Admiral Cradock zu besiegen und anschließend in den Atlantik durchzubrechen. Hier soll der Einfluss des Sieges auf den Handel an der Küste Chiles untersucht werden. Nach Darstellung Erich Raeders konnten die deutschen Schiffe nun frei agieren. Die Berichte der Reedereien zeigen hingegen, dass der deutsche Handel hier weiterhin darniederlag.

Weiterhin stellt sich die Frage, weshalb Spee nicht sofort nach dem Sieg seine Reise fortsetzte. Canaris behauptete, es habe ihm an Befehlen gemangelt. Raeder nahm dieses Motiv ohne kritische Reflexion auf. Die Quellen zeigen allerdings, dass Spee genau informiert war und in Absprache mit dem Admiralstab seine Reise verzögerte. Es kann aus den Quellen geschlossen werden, dass Spee mit seinen Schiffen möglicherweise eine Aktion deutscher Freiwilliger gegen die britischen Truppen in Deutsch-Südwestafrika unterstützen wollte. Dieser Fehler gab den Briten die Chance starke Kräfte im Südpazifik zusammenzuziehen und Spee am 8. Dezember 1914 bei den Falklandinseln zu stellen.

Die Schlacht führte zur Vernichtung des Geschwaders. Eine Zeichnung des Malers Hans Bohrdt zeigte den Untergang der „Nürnberg“ mit einem Matrosen, der in seiner Hand eine Flagge hielt. So entstand der hier zu hinterfragende Topos des „letzten Mannes“, verorten ihn die Quellen doch nicht nur auf der „Nürnberg“, sondern daneben auch auf der „Leipzig“. Die Briten zeigten als Erste das Flaggenmotiv, so dass vermutet werden kann, dass sie auf diese Weise ihren Feind ehrten. Als Abschluss der Arbeit sollen schließlich die Aktionen der „Dresden“ und der Hilfskreuzer im Pazifik dargestellt werden.

Vielleicht lässt sich durch diese Arbeit auch in Deutschland das Bewusstsein für den Kampf in Übersee während des Ersten Weltkrieges wieder herstellen.

Andreas Leipold
Kontakt: LutzLT@aol.com

Warum Krieg? - Kriegsdeutung und Kriegslegitimation im deutschen Militär 1871-1945. (Dissertation)

Von Niklaus Meier

Im Dezember 1880 schrieb Generalfeldmarschall Helmuth v. Moltke in einem Brief an den Schweizer Völkerrechtler Johann Kaspar Bluntschli die vielzitierten Sätze: „Der ewige Friede ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner, und der Krieg ein Glied in Gottes Weltordnung. In ihm entfalten sich die edelsten Tugenden des Menschen, Muth und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit [...]. Ohne den Krieg würde die Welt im Materialismus versumpfen.“ Nach den zwei verheerenden Weltkriegen mit ihren Millionen von Opfern erscheint aus heutiger Sicht eine solche Rechtfertigung des Krieges als absurd und zynisch. Dass der Krieg die Tugenden fördere und die Gesellschaft und den Staat davor schütze, im Materialismus zu versinken, war aber lange Zeit ein gängiges Deutungsmuster, eines von vielen, mit denen versucht wurde, dem Krieg Sinn und Legitimation zu verleihen.

Im Zentrum des Dissertationsprojektes steht die Frage, wie in Deutschland in der Zeit ab der Reichsgründung 1871 bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges 1945 das Phänomen Krieg gedeutet und legitimiert wurde bzw. wie über die Bedeutung und Berechtigung des Krieges reflektiert wurde. Der Fokus der Untersuchung richtet sich hierbei auf die Institution, deren Existenzgrund und Kernkompetenz der Krieg bildet: das Militär. Auf der Basis militärischer Publizistik und militärischen Schrifttums (Bücher, Fachzeitschriften, Kriegserinnerungen, Briefe, Erlasse, Schulungsmaterialien) sollen die verschiedenen Formen der vorherrschenden Kriegsdeutungen in der militärischen Elite der Armee des Kaiserreiches, der Reichswehr der Weimarer Republik und der Wehrmacht des Dritten Reiches fassbar gemacht und analysiert werden.

Das Projekt ordnet sich einer kulturgeschichtlich orientierten Militärgeschichte zu und versteht sich als Beitrag zur Kulturgeschichte des Krieges. Um in diesem Sinne Denkformen und Deutungen in Bezug auf Krieg kulturgeschichtlich beschreiben und untersuchen zu können, bedient sich die Arbeit in methodisch-theoretischer Hinsicht der historischen Diskursanalyse. Allgemein geht die historische Diskursanalyse davon aus, dass zu einem bestimmten Zeitpunkt nur eine begrenzte Menge von Aussagen zu einem be-

stimmten Gegenstandsbereich gemacht werden können. Rein sprachlich würde eine viel grössere Menge von möglichen Aussagen existieren. Der Diskurs regelt nun die Möglichkeit von Aussagen zu einem Thema, er organisiert und begrenzt das Sagbare und Denkbare. Ausgehend von diesen Prämissen werden die Deutungsmuster und Sichtweisen bezüglich Krieg als sinnstiftende, legitimierende und wirkmächtige *Kriegsdiskurse* erfasst. Der Begriff Kriegsdiskurs versteht sich dabei als eine dominierende „Redeweise“ (im übertragenen Sinne) über Krieg: Welche spezifischen, als wahr und richtig geltenden „Redeweisen“ und Vorstellungen über Krieg haben sich durchgesetzt, etabliert oder aber auch verändert? Im Vordergrund der Analyse steht weniger die Haltung einer bestimmten militärischen Persönlichkeit, vielmehr wird danach gefragt, *welche* Aussagen hinsichtlich der Sinnggebung des Krieges in militärischen Texten überhaupt existieren, *wie* Bedeutung, Sinn und Legitimation konstruiert und *wie* bestimmte Kategorien und Kausalitäten produziert werden. Zu beachten sind ausserdem Einfluss und Wirkung von Disziplinen wie etwa der Biologie (Darwinismus) und der politischen Philosophie (Machtstaatstheorie) sowie von Geistesströmungen wie Rassismus und Antisemitismus. Kriegsdiskurse können bildlich gesprochen auch als ein Geflecht, Gewebe oder Netz unterschiedlicher diskursiver Elemente bzw. Stränge gesehen werden. Es gilt nun, anhand exemplarischer Quelldokumente dieses Gewebe zu entflechten und zu versuchen, die relevanten und bedeutsamen Stränge zu lokalisieren und aufzuschlüsseln.

In der Forschungsliteratur werden Kriegsvorstellungen von Militärs zwar häufig angesprochen, jedoch meistens im Kontext einer anderen Fragestellung und auf einen kürzeren Zeitraum beschränkt. Oft wird pauschal auf die vorherrschende Kriegsbejahung hingewiesen oder die Kriegsdeutung wird auf den Sozialdarwinismus reduziert (sehr beliebt ist dabei der Verweis auf Friedrich v. Bernhardis berühmte-berühmtes Werk „Deutschland und der nächste Krieg“). Diese Lücke möchte die vorliegende Studie schliessen, indem sie mit dem erläuterten methodisch-theoretischen Instrumentarium Kriegsdeutungen umfassend beschreibt und analysiert. Dadurch soll gleich-

sam ein Panorama der Kriegssemantik und „Redeweisen“ über Krieg entworfen werden.

Folgende Themenfelder stehen im Mittelpunkt: Die *politische und machtstaatliche* Kriegsauffassung leitete die Legitimation des Krieges aus der Existenz des Staates und den Beziehungen der Staaten untereinander ab. Die *bellizistische* Kriegsdeutung fasste den Krieg als eine Notwendigkeit des weltgeschichtlichen und kulturellen Fortschritts sowie als Medium der Katharsis und Tugendbewährung auf. Die *sozialdarwinistisch* geprägte Interpretation des Krieges verstand diesen als unabänderliches Naturgesetz, als eine biologisch gerechtfertigte Auslese, um das „Recht des Stärkeren“ durch-

zusetzen. Die Totalisierung und Entgrenzung des Krieges drückte sich in *Vernichtungskriegs- und Rassenkampfvorstellungen* sowie in der Deutung des Krieges als *existentieller-apokalyptischer* Kampf um „Sein oder Nichtsein“ aus.

Die Dissertation wird von Prof. Dr. Rudolf Jaun an der Universität Zürich betreut und wurde mit einem Stipendium des Forschungskredites der Universität Zürich gefördert.

Niklaus Meier

Kontakt: nimeier@swissonline.ch

Die japanische Besetzung der malaiischen Halbinsel und Singapurs, 1942-1945: Kollaboration und Widerstand. (Magisterarbeit)

Von Takuma Melber

“Malays, we are your friends, and intend to drive out the Europeans, who have enslaved you, also kill off the Chinese who have taken the wealth of your country.”

Bereits kurz nach der wenige Stunden vor dem Überfall auf Pearl Harbor im Norden Malayas erfolgten Landung japanischer Invasionstruppen am 8. Dezember 1942, verteilten japanische Soldaten Flugblätter derartigen Wortlauts an die überwiegend aus Malaien und Überseechinesen bestehende Bevölkerung der malaiischen Halbinsel. Nachdem Malaya rasch unter Kontrolle gebracht worden und Singapur am 15. Februar 1942 gefallen war, gerieten Malaya und die „Löwenstadt“ unter japanische Besatzungsherrschaft, die bis zur Kapitulation des Kaiserreiches hinaus Bestand haben sollte.

In unseren Breitengraden ist im Allgemeinen nur wenig über die japanische Besatzungspraxis in Südostasien und im Pazifikraum bekannt, weshalb sich der Autor dieser Magisterarbeit einer Analyse der unter japanischer Herrschaft stehenden malaiischen Halbinsel und Singapurs zugewandt hat, um damit auch Möglichkeiten des Vergleichs und Impulse für den sich überwiegend mit den von der Wehrmacht besetzten Territorien West- und Osteuropas beschäftigenden Besatzungsdiskurs zu liefern. Aufgrund der gegebenen vielschichtigen, d.h. ethnischen, geographischen, konfessionellen und soziokulturellen Heterogenität der beiden Gebiete, sowie der dreieinhalb Jahre langen, den ganzen Pazifikkrieg überdauernden Zeit-

spanne der japanischen Okkupation stellen gerade Malaya und Singapur geeignete Anschauungsobjekte für eine Untersuchung japanischer Besatzungsausübung dar.

Im Mittelpunkt der Arbeit stehen dabei Kollaboration und Widerstand, d.h. überwiegend paramilitärische, kollaborierende Gruppierungen und der aktive militärische Widerstand:

Es werden die „Kollaborateure der ersten Stunde“, die von Ibrahim Yacoob geführte Kesatuan Melayu Muda, vorgestellt, eine Gruppierung radikaler, malaiischer Intellektueller, die sich erhoffte mit Hilfe der japanischen Besatzer die malaiische Halbinsel in die Unabhängigkeit führen zu können. Auch die von den Besatzern ins Leben gerufenen, paramilitärischen Gruppierungen, die Heiho, sowie das Freiwilligenkorps, Giyutai, bzw. die Freiwilligenarmee, Giyugun, werden in der Arbeit vorgestellt. Welche Anreize die überwiegend malaiischen Rekruten dazu bewegten sich an die Seite der Besatzer zu stellen, sowie die Frage nach der Freiwilligkeit der paramilitärischen Kollaborateure kommen dabei zur Sprache. Der Besatzungsalltag wurde durch das auf eine breite Zusammenarbeit der Bevölkerung zielende Tonarigumisystem, ein von den japanischen Administratoren nicht nur in Malaya praktiziertes Selbstüberwachungssystem nachbarschaftlicher Kontrolle, und die Einrichtung der Jikeidan, eines Friedenserhaltungskorps, geprägt. Wie die Männer der Jikeidan avancierten Mitglieder der Overseas

Chinese Association, eine auf Druck der Okkupationsmacht hin eingerichtete übersee-chinesische Interessenvertretung, zu Ziel-scheiben des chinesischen Widerstandes. Sie wurde im Frühjahr 1942 von Seiten der Besatzer zur Eintreibung eines übersee-chinesischen, „freiwilligen Geldgeschenks“ genötigt, nachdem die überseechinesische Be-völkerung durch das im unmittelbaren An-schluss an den Fall Singapurs zunächst in Singapur, dann in ganz Malaya verübte Sook Ching Massaker dezimiert worden war, wodurch viele männliche Überseechinesen dem aktiven Widerstand zugetrieben wurden. Der militärische Widerstand war in Malaya vor allem kommunistischer, aber auch alliierter Natur: Die ganze Besatzungszeit hin-durch operierte die sogenannte Malayan People's Anti-Japanese Party (MPAJA) be-sonders aus den Dschungel- und Gebirgs-regionen des Landes heraus gegen die japanische Besatzungsmacht. Entgegen der oft apologetisch anmutenden Sekundärliteratur chinesischer Herkunft war der MPAJA-

Widerstand dabei nicht unwesentlich vom South East Asian Command (SEAC) abhängig: Zwar hatten es die Verantwortlichen des Empire unzweifelhaft versäumt hinter feind-lichen Linien operierende Truppen rechtzeitig und in großem Stil auszubilden. Doch bildeten die wenigen, kurz vor dem Fall Singapurs in speziellen, alliierten Militärtrainingszentren ausgebildeten Chinesen gemeinsam mit den erst spät ins Feld geführten chinesischen Dalforcetruppen den Nukleus der MPAJA. Zudem erhöhte sich die militärische Schlagkraft der MPAJA merklich mit Hilfe alliierter Materialunterstützung am Kriegsende. Primärquellen aus dem Archiv des Imperial War Museums, vor allem aber aus den National Archives in London, überwiegend SEATIC-Reports (SEATIC = South East Asian Translation and Interrogation Center), wurden für diese von Prof. Dr. Sönke Neitzel (Uni-versität Mainz) betreute Magisterarbeit aus-gewertet.

Takuma Melber
Kontakt: takuma_@gmx.de

Kriegslandschaften. Landschafts- und Raumwahrnehmungen deutscher Soldaten im Ersten Weltkrieg. (Dissertation)

Von Christoph Nübel

„Gegend und Boden“, so führte Clausewitz einst aus, „haben [...] eine sehr nahe und nie fehlende Beziehung zur kriegerischen Tätigkeit, nämlich einen sehr entscheidenden Einfluß auf das Gefecht, sowohl was seinen Verlauf selbst als seine Vorbereitung und Benutzung betrifft“. Dennoch, so muss das Urteil nach einer Durchsicht der Forschungsliteratur lauten, hat sich die deutsche Historiografie nur selten diesem Zusammenhang gewidmet. Das gilt sowohl für die „Friktionen“, die das Terrain für die Kriegsführung aufwarf, als auch für die Auswirkungen der „Gegend“ auf die Kriegserfahrungen der Soldaten selbst. In der Studie soll diese Problematik am Beispiel des Ersten Weltkrieges mit dem Schwerpunkt Westfront untersucht und so der Nutzen einer räumlichen Perspektive für die Militärgeschichte aufgezeigt werden. Die zentrale Frage dabei lautet: Wie wurde das Kriegserlebnis der deutschen Soldaten im Ersten Weltkrieg durch die materiellen und kulturellen Ausprägungen des Raumes „Westfront“ beeinflusst?

Bereits kurz nach Ausbruch der Kampfhandlungen liefen sich die Operationen fest

und man begann, mit einigen Unterbrechungen, einen Stellungskrieg zu führen, bei dem sich die Fronten nur wenig veränderten. Dieser Stellungskrieg wurde in unterschiedlichen Gegenden geführt. In den Vogesen nahm er stellenweise den Charakter eines Gebirgskrieges an, im feuchten Flandern wurde die Anlage von Schützengräben durch das Grundwasser erheblich behindert. Die Soldaten selbst waren hier den Einflüssen der Natur ausgesetzt, die sich durch die Kämpfe noch verstärkten. Es galt, diesen mit besonderen Techniken des Grabenbaus Herr zu werden. Zugleich mussten die Stellungen Schutz vor Beschuss und Angriffen bieten. Infolgedessen veränderte sich die Anlage der Systeme ständig, bis man schließlich die einheitliche Grabenlinie aufgab und auf Verteidigungspunkte in Trichterstellungen setzte. Das operative Dilemma Stellungskrieg verlangte den militärischen Entscheidungsträgern Lösungen ab: Wie war die „Schwerkraft des feurigen Raumes“ (Ernst Jünger) zu überwinden? Schlussendlich bestimmten der „Durchbruch“ und anschließende Übergang zum „Bewegungskrieg“ das Denken der

Offiziere. Bis zur Entwicklung einer adäquat scheinenden Taktik, in den deutschen Frühjahrsoffensiven 1918 demonstriert, war jedoch viel Zeit verstrichen. Unterdessen waren es die Frontsoldaten, die der Waffenwirkung und den natürlichen Bedingungen in der Frontzone ausgesetzt waren, wobei Camouflage und durch militärische Übungen vermittelte Raumkenntnis eine Anpassung an die Kriegslandschaft gewährleisten sollten.

Unter der Prämisse, dass die Verortung des Individuums von fundamentaler Bedeutung für seine Existenz, Identität und Wahrnehmung ist, sollen nicht nur die Mannschaftssoldaten der vordersten Linie in den Blick genommen werden. Vielmehr ist auch das Bild, welches die höheren Offiziere in den Stäben von der Front „im Kopf“ hatten, von Relevanz. Beide Gruppen entwickelten unterschiedliche Raumerfahrungen und Raumvorstellungen: Die Soldaten an der Front erfuhren die Bedingungen der Kriegslandschaft gewissermaßen am eigenen Leibe. Die höheren Offiziere dagegen waren im modernen Krieg, Schlieffens Alexander-Bild hatte es bereits angedeutet, auf mediale Vermittlung der räumlichen Bedingungen an der Front angewiesen. Die durch Karten, Luftbilder und Berichte vermittelte Perspektive war Entscheidungsgrundlage der Stäbe, bot aber kein vollständiges Bild von der Front. Landschaft und Raum waren jedoch nicht nur bei Fragen der Kampfweise von Bedeutung, sondern spielten im Kriegsalltag der Soldaten eine wichtige Rolle. In der Feldpost, der Fotografie, aber auch in den Armeezeitungen wurden die Schönheiten der Landschaft geschildert, aber auch ihre Verheerung thematisiert. In diesem Zusammenhang ist von Interesse, wie die Soldaten die Landschaften im Frontgebiet wahrnahmen und welche Deutungsmuster sie zu ihrer Beschreibung verwandten. Denn diese, so die These, stehen in engem Zusammenhang mit den Kriegserlebnissen und spielten eine wichtige Rolle bei der Verarbeitung und Mitteilung der hier gemachten Erfahrungen. Hieran schließt sich auch die Frage nach Raumordnungen an. Wie wurden die Räume Front, Etappe, Hinterland und Heimat oder der Gegensatz zwischen der Kriegsführung in West und Ost wahrgenommen? Die hier enthüllten Strukturen

versprechen Einblicke in die zeitgenössischen soziokulturellen Verhältnisse und verweisen auch auf Konflikte der Nachkriegszeit.

Die einzelnen Abschnitte der Studie widmen sich dem Geschehen sowohl von einer räumlichen als auch von einer aktensorientierten Perspektive. Zwei Fallbeispiele, die Kämpfe um Ypern 1914 und die deutschen Frühjahrsoffensiven 1918, rahmen die Untersuchung ein und ermöglichen einen konkreten Blick auf natürliche und geographische Einflüsse sowie den Wandel der Kriegsführung im Ersten Weltkrieg. Nach der Untersuchung der natürlichen und geographischen Einflüsse auf das Kriegserlebnis der Soldaten werden die Raumwahrnehmungen der höheren Offiziere und deren Auswirkungen auf militärische Entscheidungen thematisiert. Anschließend untersucht die Arbeit Raumerfahrungen, Raumordnungen und Landschaftsbilder der Frontsoldaten. Dabei soll unter anderem die Anpassung an die Kriegslandschaft berücksichtigt werden. Abschließend wird mit dem Siegfried-Rückzug, Stoßtrupp-Taktiken und dem Aufkommen der Tanks die zumindest partielle Rückkehr der Bewegung in die Krieg behandelt, wobei hier räumliche Aspekte von Taktik und Strategie im Mittelpunkt stehen.

In einem kulturgeschichtlichen Ansatz sollen in der Untersuchung sozial- und mentalitätsgeschichtliche Fragestellungen mit operationsgeschichtlichen Aspekten verknüpft werden. Dabei versprechen etwa die raumtheoretische Literatur, Diskursanalyse und Kognitionswissenschaften neue Einblicke in den Gegenstand. Als Quellen werden Feldpostbriefe, Erinnerungsliteratur, Skizzen, Fotografien, Armeezeitungen, Militärakten, Kartenmaterial sowie die zeitgenössische Fachzeitschriftenliteratur herangezogen.

Die Dissertation entsteht an der Graduiertenschule „Human development in landscapes“ und am Historischen Seminar der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel und wird von Prof. Dr. Christoph Cornelißen betreut.

Christoph Nübel
Kontakt: chnuebel@gmx.de

Deutsche „Höhlen“-Forschung und Nationalsozialismus. (Arbeitstitel) (Dissertation)

Von Karsten Plewnia

Auf den ersten Blick fällt es schwer, einen Zusammenhang zwischen der Höhlenforschung und der Nutzung von Höhlen (nur natürliche Hohlräume) im Nationalsozialismus festzustellen. Es ist aber eine Tatsache, dass es durchaus einige Berührungspunkte gegeben hat. Im Rahmen einer Dissertation (die auf einer Magisterarbeit aufbaut) soll untersucht werden, welches Interesse die Nationalsozialisten an Höhlen und der Höhlenforschung hatten und umgekehrt.

Die Höhlenforschung hätte sicherlich ihre Arbeit im Nationalsozialismus unter den gleichen Bedingungen „fortsetzen“ können wie viele andere Disziplinen auch, wenn sie nicht in den Fokus der SS gerückt wäre. Aus einer Gaustelle für Höhlenschutz heraus entstand eine Abteilung im SS-Ahnenerbe, die – in direkter Konkurrenz zum Amt Rosenberg – eine eigene überregionale Höhlenstelle schuf. Die etablierte Höhlenforschung wurde am 11. Mai 1941 mit der Gründung des „Reichsbundes Deutscher Höhlenforscher“ gleichgeschaltet. Hans Brand, ein Geologe aus Bayreuth war immer wieder bemüht, die Höhlenforschung in den Dienst des Regimes zu stellen und hatte sich dazu mehrfach mit Ideen an den RFSS Heinrich Himmler gewandt. Diese Prozesse bilden einen Schwerpunkt meiner Arbeit. Aus Platzgründen muss hier drauf verzichtet werden, die gesamte Bandbreite des Themas zu erläutern.

Es sind aber auch militärische Interessen festzustellen. Die Erfahrungen aus dem Luftkrieg des Ersten Weltkrieges hatten die Notwendigkeit von Schutzmaßnahmen für Bevölkerung und Industrie verdeutlicht. Vor 1939 spielten die Höhlen für den Luftschutz aber keine Rolle. Erst in den Kriegsjahren begann man, die Höhlen militärisch zu nutzen. Die großen bekannten Höhlen – meist Schauhöhlen – wurden als Schutzräume genutzt und auch dafür aus- und umgebaut. Hier stellen sich einige Fragen:

Welche Bedeutung hatten die Höhlen im Luftschutz? Welche Unterschiede zu Luftschutzbunkern gab es? Woher wusste man von der Existenz der Höhlen? Wurden die Höhlen und deren Schutz dem Luftkrieg „geopfert“?

Neben der Nutzung als Luftschutzräume dienten Höhlen auch als Munitions- und Treibstoffdepots. Die Großhöhlen, die „Hallencharakter“ oder lange ebene Gänge be-

saßen, gerieten jedoch ab 1943 in den Fokus der für die Verlagerung der Rüstungsindustrie, speziell der Luftrüstung, nach Untertage verantwortlichen Stäbe. Das Thema Untertage-Verlagerung ist bisher noch nicht systematisch in der Forschung erfasst worden. Mit dieser Arbeit entsteht eine erste zusammenfassende Untersuchung zur Rolle der Höhlen als geheime Rüstungsstandorte. Nach dem Stand der aktuellen Forschung ist noch nicht einmal klar, in welchen Höhlen eine Rüstungsproduktion stattgefunden hat, und welche Höhlen nur für eine Verlagerung vorgesehen waren.

Herausgefunden werden sollen die Namen der verlagernden Rüstungsfirmen, das Produkt selbst, der Hergang der Verlagerung, die Besonderheiten einer U-Verlagerung in eine Höhle (Klima, Geologie, verfügbare Fläche, Zugangsmöglichkeiten, Infrastruktur usw.) und die „Arbeitsbedingungen“ derjenigen, die in einer Höhle gearbeitet haben. Gab es Unterschiede in der Behandlung der Häftlinge? Waren die Strapazen in einer Höhle zu arbeiten größer als in einem Stollen, gab es vielleicht zusätzliche Gefahren? Wollten die Firmen lieber in einer Höhle produzieren oder in einem stillgelegten Bergwerk oder Tunnel? Woher wussten die Nationalsozialisten von einer geeigneten Höhle? Wer half beim Suchen, die Höhlenforscher selbst? Wieweit unterstützten die Höhlenforscher die Nationalsozialisten dabei? Oder nannten diese nur ungeeignete Höhlen und leisteten so Widerstand?

Der letzte Teil beschäftigt sich mit militärischen Einheiten, die im Zusammenhang mit Höhlen stehen. Neben speziellen Höhlenstäben, die die Aufgabe hatten, Höhlen zu finden, gab es auch Stellen, die Höhlen direkt in den Kampf einbezogen. In erster Linie sind hier die Wehrgeologen zu nennen. Die Wehrgeologie beschäftigte sich normalerweise mit den Höhlen eher am Rande. In bestimmten Regionen wie den Karstgebieten des vormaligen Jugoslawiens besaßen Höhlen jedoch eine große Bedeutung. Bereits im Ersten Weltkrieg veranlasste der Stellungskrieg Wehrgeologen dazu, die geologischen Gegebenheiten eines Kampfgebietes zu kontrollieren. So war es möglich, gegnerische Stellungen „absaufen“ zu lassen oder eigene trocken zu legen, wenn man die Geologie des Geländes beherrschte.

Neben den Wehrgeologen gab es auch eine spezielle Einheit der Waffen-SS, die den Kampf mit Partisanen in Höhlengebieten aufzunehmen sollte und 1942 auf Befehl Himmlers gegründet wurde. Deren Kern sollten militärisch ausgebildete „Höhlenforscher“ stellen.

Nach den Ideen von Brand sollten die spezialisierten Karstwehrosoldaten an besonders schwierigen und unübersichtlichen Frontabschnitten eingesetzt werden. Ihre Ausbildung bedurfte daher eines speziellen Übungsgeländes, das in Pottenstein mit mehreren Höhlen und anderen Karsttypischen Geländeformen zur Verfügung stand. Die Einheit erreichte aber nie ihre Sollstärke und wurde auch selten geschlossen eingesetzt. Bislang sind vor allem die Kriegsverbrechen der 24. SS-Gebirgsjägerdivision untersucht worden, während der Stellenwert der Höhlenausbildung, des Höhlenkampfes und

damit ihre genaue Verbindung zu Höhlen noch zu untersuchen sind.

Bisher wurden schon zahlreiche Höhlen sowie deutsche und österreichische Privatarchive besucht. Außerdem werden u.a. die Bundesarchive in Berlin, Freiburg und Wiesbaden besucht werden.

Die Dissertation entsteht an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Betreut wird sie von Prof. Dr. Gerd Krumeich und Prof. Dr. Falk Wiesemann. Ideell unterstützt wird die Arbeit vom Verband Deutscher Höhlen- und Karstforscher, dem Verband Österreichischer Höhlenforscher, der KZ Gedenkstätte Mittelbau-Dora und vielen anderen. Leider fehlt eine finanzielle Unterstützung von externer Stelle.

Glück Auf!

Karsten Plewnia

Kontakt: kplewnia@untertage.com

„Besatzungskinder“. Zur Sozial-, Diskurs- und Biographieggeschichte einer in beiden deutschen Nachkriegsgesellschaften beschwiegenen Gruppe.

Von Silke Satjukow

Im Frühjahr 1945 marschierten die Truppen der Alliierten in Deutschland ein. Neun Monate später kamen die ersten „Besatzungskinder“ zur Welt. Vorsichtige Schätzungen gehen davon aus, dass im ersten Nachkriegsjahrzehnt etwa 200.000 Kinder geboren wurden, deren Väter Besatzungssoldaten waren; nur in den seltensten Fällen erkannten diese ihre Vaterschaft amtlich an.

Nach bisher verfügbaren Informationen wuchsen etwa zwei Drittel der Kinder bei ihren Müttern oder bei Verwandten auf, ein Drittel lebte bei Pflegeeltern oder in Heimen. Dabei waren die Mütter spätestens seit Kriegsbeginn und bis weit in die Nachkriegszeit hinein Höchstbelastungen ausgesetzt. Neben die gewöhnliche Alltagsbewältigung traten Ausbombung, Evakuierung und Flucht. Hinzu kam, dass gerade die Mütter von „Besatzungskindern“ überdurchschnittlich jung, bisweilen sogar noch minderjährig waren. Hinzu kam auch, dass ihre Schwangerschaft in den seltensten Fällen geplant war. Wo es sich um eine Vergewaltigung handelte, konnte es vorkommen, dass die Mutter-Kind-Beziehung langfristig gestört blieb.

Ohne Unterstützung durch die Väter, bisweilen sogar ohne Hilfeleistungen des Staates, lebten die Mütter mit ihren Kindern in finanziell desaströsen Verhältnissen. Vor allem

dann, wenn sie von der eigenen Familie aufgrund der vermeintlichen „Schande“ verstoßen wurden.

Zur Überlastung der Mütter kam ein schwieriger Umgang mit den abwesenden Vätern: dieser reichte von Idealisierung (evoziert durch Erzählungen der Mutter) über Verdammung bis hin zur rigorosen Tabuisierung.

Die „Besatzungskinder“ trugen ein doppeltes Stigma: Sie waren von unehelicher Geburt *und* Kinder einer Beziehung mit dem „Feind“. Ihr soziales Umfeld grenzte sie nicht selten aus, verhöhnte sie und misshandelte sie zuweilen auch körperlich.

Bei vielen „Besatzungskindern“ machten sich die Folgen solcher individual-psychischer und psychosozialer Erfahrungen erst nach Jahrzehnten bemerkbar. Heute, mehr als sechzig Jahre nach Ende des Zweiten Weltkrieges, beginnen Betroffene sich in öffentlichen und semiöffentlichen Foren zu artikulieren. Die Gründe für diese sich mehrenden Wortmeldungen und Suchbewegungen liegen im hohen Alter der Mütter und Väter, aber auch im Alter der „Besatzungskinder“: Die Eltern, so sie nicht bereits gestorben sind, stehen im Greisenalter. In diesen Jahren enden daher die letzten Möglichkeiten, sich im Gespräch mit ihnen der

eigenen Herkunft zu versichern. Die „Besatzungskinder“ selbst stehen am Beginn des Rentenalters. Damit drängen Erinnerungen aus der Kindheit und Jugendzeit wieder stärker heran, und die sich abzeichnenden Grenzen der Lebenszeit fordern dazu auf, sich den problematischen Punkten der eigenen Biographie auf neue Weise zu stellen.

Für das Forschungsvorhaben wurden drei methodische Zugriffe gewählt: ein sozialgeschichtlicher, ein diskursgeschichtlicher und ein biographiegeschichtlicher. Anhand unterschiedlicher Gattungen von Quellen wird nach den Lebensbedingungen von „Besatzungskindern“ in beiden deutschen Nachkriegsstaaten gefragt.

1. *Sozialgeschichtlicher Zugriff*: Mit welchen Größenordnungen haben wir es zu tun? Unter welchen Umständen wurden die Kinder gezeugt und geboren? Welche Rahmenbedingungen, welche Normen setzten die Besatzungsmächte und die deutschen Verwaltungen beziehungsweise die beiden deutschen Staaten? Welche gesellschaftliche Relevanz machte diese Gruppe aus, in welchen geographischen Räumen leben sie?

2. *Diskursgeschichtlicher Zugriff*: Welche Bilder wurden von Kindern, Müttern und Vätern in den zeitgenössischen Medien kolportiert? Wann änderte sich in welchen Medien der Tenor dieser Zuschreibungen? Welche Reaktionen der Leser lassen sich rekonstruieren (zum Beispiel via Leserbriefe)?

3. *Biographiegeschichtlicher Zugriff*: Wie fühlten die „Besatzungskinder“ sich von Staat

und Gesellschaft aufgenommen? Wie sehen sie aus der Retrospektive die Stationen ihrer Sozialisation und ihres Lebens – etwa die Schuleinführung, der Einstieg ins Berufsleben, die Partnerwahl? Wie verhielten sich Fremdbilder und Selbstbilder zueinander? Kurzum: Wie wurden die Kinder der Besatzer in einer zunächst ausgesprochen feindlich gesinnten Umwelt groß, wie entwickelten sie sich und wo stehen sie heute?

Mit dem sozialgeschichtlichen Zugriff sollen quantitative Parameter in die Untersuchung eingeführt werden. Der diskursgeschichtliche und der biographiegeschichtliche Zugriff stehen für qualitative Verfahren. Das Hauptaugenmerk der Studie wird auf den biographiegeschichtlichen Erhebungen liegen: Erstmals sollen „Besatzungskinder“ systematisch als Zeitzeugen befragt oder anhand von lebensgeschichtlichen Interviews exploriert werden. Damit erhalten wir Einblicke in die Sinnwelten einer bislang marginalisierten gesellschaftlichen Gruppe, was aufschlussreiche Ansichten aus den Blickwinkeln der sozialen Peripherie ermöglichen und Einsichten zu den Chancen und Risiken des Aufstiegs und der Integration in beiden deutschen Nachkriegsgesellschaften gewährleisten wird. Das Projekt wird im Zeitraum April 2008 bis März 2010 von der Fritz-Thyssen-Stiftung gefördert.

Silke Satjukow

Kontakt: satjukow@t-online.de

„Picking a general's mind'. Zum Deutungshorizont deutscher Generale im Zweiten Weltkrieg (Dissertation)

Von Tobias Seidl

Wie wurde der Weg in den Zweiten Weltkrieg, dessen Verlauf und seine Folgen von den Akteuren selbst wahrgenommen? Auf welche Weise deuteten Angehörige der wichtigen Positionselite der Wehrmachtgenerale zeitgenössische Situationen während des Krieges, aber auch den erwarteten Kriegsverlauf und die Nachkriegsfolgen? Und in welchem Maße konnte das nationalsozialistische Regime durch Propaganda die Wehrmachteliten beeinflussen?

Obwohl zu Vorgeschichte, Verlauf und Wirkungsgeschichte des Zweiten Weltkriegs als dem zentralen Katastrophenereignis des 20. Jahrhunderts Überblicksdarstellungen und Detailstudien in großer Zahl vorliegen, können

diese Fragen bisher nur teilweise beantwortet werden. Gängige Vorstellungen wie etwa die These, dass nicht „alle deutschen Soldaten Nazis im engeren politischen Sinn des Begriffs waren, wohl aber, daß sie im großen und ganzen die Nazi-Präsentation der Wirklichkeit akzeptierten“ (Hans-Heinrich Wilhelm), lassen sich bisher nur zum Teil auf empirische Untersuchungen stützen. Das hier vorgestellte, an der Universität Mainz angesiedelte und von der Konrad Adenauer-Stiftung geförderte Dissertationsprojekt – betreut von Prof. Dr. Sönke Neitzel – will diese Forschungslücke, mit Hilfe der wissenssoziologischen Diskursanalyse und der Einbeziehung neuer Quellenbestände, für den Bereich der Generalität gezielt schließen.

Die Untersuchung der wichtigen Gruppe der Wehrmachtgenerale wurde bislang in der Militärgeschichtsforschung bzw. aus dem Blickwinkel der Erfahrungsgeschichte vehement gefordert, trotzdem aber, bis auf die richtungweisende Studie Hürters zu den Oberbefehlshabern an der Ostfront, weitgehend vernachlässigt.

Bisherige Studien zur Mentalitätsgeschichte der Wehrmacht stützen sich, neben den offiziellen Wehrmachtquellen, maßgeblich auf Ego-Dokumente, wie Tagebücher oder Briefe, sowie Zeitzeugenaussagen. Letztere sind jedoch unter den Bedingungen der nachträglichen Konstruktion eines positiven Sinnzusammenhangs kritisch zu bewerten. Auch Tagebücher und Briefe können die Gedankenwelt der zu untersuchenden Subjekte nur sehr eingeschränkt wiedergeben. Die von Sönke Neitzel erstmals ausgewerteten Abhörprotokolle, die die Gespräche deutscher Offiziere und Soldaten in britischer Gefangenschaft dokumentieren, bieten dagegen als neue Quellengattung der mentalitätsgeschichtlichen Forschung zur Wehrmacht völlig neue Möglichkeiten, der Frage nach der Vorstellungswelt deutscher Generale nachzugehen.

Mit Hilfe der Methode der wissenssoziologischen Diskursanalyse soll in einem interdisziplinären Ansatz dieser neu entdeckte Quellenbestand ausgewertet werden. Dazu wird zunächst der Deutungshorizont der knapp zwanzig Generale, die zwischen Mai 1943 und Mai 1944 im englischen Abhörlager Trent Park interniert waren, erschlossen. Die Ergebnisse dieser Untersuchung werden tiefe Einblicke in die Vorstellungswelt der deutschen Generalität gestatten, die der Forschung bisher nicht möglich waren. Der Untersuchungszeitraum wurde gewählt, da es sich zwischen Mai 1943 und Mai 1944 um eine relativ konstante Kriegsphase handelt und da nach der Kapitulation der deutschen Verbände in Nordafrika zum ersten Mal eine Vielzahl deutscher Generale über einen längeren Zeitraum in britischer Gefangenschaft waren; die

dabei generierten Quellen lassen eine breite Darstellung der Deutungsmuster zu.

Erste Ergebnisse lassen darauf schließen, dass in bestimmten Teilbereichen von einer großen Homogenität der Ansichten der gefangenen Generale ausgegangen werden muss, z.B. die Ablehnung der Offiziere sich am politischen Prozess zu beteiligen. In Bereichen in denen kein Konsens herrschte sind entweder die Bildung zweier gegensätzlicher Lager oder eine breite Auffächerung von Meinungen festzustellen. Pointiert wird dies von einem der Abgehörten selbst formuliert: „Meistens ist es ja leider Gottes so - wenn man über irgendwelche Sachen nachdenkt, und Zeit zum nachdenken hat, dass zwanzig Deutsche zweiundzwanzig verschiedene Meinungen haben.“

Auf die so gewonnenen Erkenntnisse aufbauend wird eine Gruppe von fünf Generalen in den Mittelpunkt der Betrachtung gestellt und zunächst im anfangs erarbeiteten Deutungsspektrum verortet. Anhand dieser Einzelfälle kann das Zusammenspiel einzelner Deutungskomplexe, die Veränderung von Deutungsmustern und dabei zusammenspielende Faktoren, sowie die biographischen Rückkopplungen spezifischer Deutungsmuster untersucht werden.

Die bisher analysierten individuellen Deutungshorizonte legen den Schluss nahe, dass ältere Forschungsergebnisse in diesem Bereich revidiert werden müssen: Die bislang in der Forschung vorherrschende Position, dass auf der Grundlage des Konzepts der Generation als Erfahrungsgemeinschaft eine Einteilung des deutschen Offizierskorps im Zweiten Weltkrieg in vier Generationen vorgenommen werden kann (Bernhard Kroener) werden durch die empirischen Befunde widerlegt. Das Projekt dagegen verspricht alternative Erklärungsansätze für das Vorherrschen bestimmter Deutungsmuster in Teilgruppen der deutschen Wehrmachtsgeneralität erarbeiten zu können.

Tobias Seidl

Kontakt: seidl@uni-mainz.de

Proletarischer Mythos und realer Sozialismus. Die Kampfgruppen der Arbeiterklasse in der DDR 1953-1989/90 (Dissertation)

Von Tilmann Siebeneichner

Politischen Mythen kam eine zentrale Rolle bei der Legitimierung der kommunistischen Herrschaft in der DDR zu: Sie vermittelten

Vergangenheit wie Zukunftserwartungen und formulierten handlungsanleitende Werte. Die Bildung der Kampfgruppen der Arbeiterklasse

infolge des Aufstandes vom 17. Juni 1953, aber im Rekurs auf die revolutionären Traditionen der deutschen Arbeiterbewegung, resultierte deshalb nicht allein aus der fehlenden demokratischen Legitimation des SED-Regimes, sondern reflektiert zugleich die generations-spezifischen Erfahrungen seiner Gründerväter, die sich zu einer lebenslangen „obsessiven Hochschätzung“ (Ute Frevert) militärischer Organisation und Stärke verbanden.

„Front“ und Verpflichtung, Alltag und Ausnahmezustand, fielen beim „Aufbau des Sozialismus“ vielfach zusammen und verlangten von allen „Werkstätigen“ strengste Disziplin und absolute Hingabe. Vor diesem Hintergrund kam der Person des „Kämpfers“ – wie die Angehörigen der Kampfgruppe im Volksmund genannt wurden – eine Vorbildrolle zu, vereinigte sich in ihr doch „der Werk-tätige als Haupttriebkraft im Prozess der materiellen Produktion und der politische Soldat, der bereit ist seine geschaffenen Werte mit der Waffe zu verteidigen“. Der Aufbau von Kampfgruppen – nicht nur in allen industriellen und landwirtschaftlichen Betrieben, sondern auch an den Universitäten und allen staatlichen Verwaltungseinrichtungen – war deshalb mehr als eine bloße Reminiszenz an die kommunistische „Kampfzeit“; seine normativen Implikationen zielten zugleich auf die Formierung und Disziplinierung einer neuen, „sozialistischen Menschengemeinschaft“.

Deshalb konnte die „Arbeitermiliz“ aber noch keineswegs uneingeschränkt auf die Unterstützung aller „Werkstätigen“ zählen. Konflikte zwischen zivilen Betriebsangehörigen und „Kämpfern“, zwischen „Wirtschafts“- und „Parteifunktionären“, wie auch zwischen lokalen Orientierungen und zentralistischen Vorgaben verweisen auf das spannungsgeladene, lebensweltliche Setting des Betriebes – gewissermaßen *der Ort* der DDR-Gesellschaft –, in dem sich mannigfaltige Interessen vermengten und überlagerten. Weiterhin wirksame Milieuzusammenhänge gaben ebenso wie lokalspezifische Traditionen und Wert-haltungen den Ausschlag für oder gegen eine Unterstützung der Kampfgruppen im sozialistischen Alltag und verweisen damit auf individuell-biographische „Erfahrungsräume“ (Reinhart Koselleck), vor denen die Botschaft des Proletarischen Mythos eine eigensinnige Deutung und Wandlung erfuhr.

Die Auswertung lokaler Akten von Partei und Polizei – organisatorisch waren die Kampfgruppen der Deutschen Volkspolizei angegliedert – wie auch Gespräche mit Zeitzeugen versprechen im Hinblick auf eine Rekonstruktion der Ausbildung als sozialer Praxis – der Aufmarsch anlässlich der Errichtung des „antifaschistischen Schutzwalles“ im August 1961 war faktisch der einzige Einsatz in der Geschichte der „Arbeitermiliz“ – nicht nur Aufschluss über die Vermittlung einer spezifischen Sicht der politischen Wirklichkeit in der „durchherrschten Gesellschaft“ (Alf Lüdtke) der DDR, sie zeigen zugleich, wie sich Akteure an der gesellschaftlichen Basis diktatorische Herrschaftsstrukturen anzueignen suchten.

Fragestellung und Erkenntnisinteresse des laufenden Dissertationsprojektes ergeben sich aus der Debatte um „Herrschaft und Eigen-Sinn“ (Thomas Lindenberger) in der SED-Diktatur. Die Konzeption des Proletarischen Mythos vermag dazu beizutragen, Zugangswege zur Geschichte der Gesellschaft in der DDR zu eröffnen, die nicht in dem aufgingen, was die politische Avantgarde einseitig intendierte und trägt der Forderung Rechnung, keine Gesellschaftsgeschichte „with politics left out“ zu schreiben, sondern das spezifische Zusammenspiel von diktatorischer Gesellschaftskonstruktion, der Beharrungskraft tradierter Strukturen, den Anforderungen der Industriegesellschaft und den ungeplanten Strukturen und Prozessen sozialen Handelns in der DDR zu untersuchen.

Tilman Siebeneichner
Kontakt: tilsieben@web.de

HISTORISCHE ORTE, INSTITUTIONEN UND FORSCHUNGSBERICHTE

Das Luftwaffenmuseum der Bundeswehr in Berlin-Gatow.

Von Harald Potempa

Im Jahre 1957 begann der Regierungsamtmann Helmut Jaeckel auf dem Gelände der „Marseille-Kaserne“ (heute: Unteroffizierschule der Luftwaffe) in Uetersen/Appen mit einer Sammlung von Exponaten der Luftwaffe. „Ich sammle alles meine Herren: von K bis K, vom Knopf bis zur Kanone“, so lautet einer der überlieferten Aussprüche des ersten Museumsleiters. Seine erste Ausstellung eröffnete Jaeckel 1958, die private Sammlung wurde von den jeweiligen Kommandeuren geduldet und gefördert. In den Jahren nach dem Krieg sowie in den Anfangsjahren der Bundeswehr spendeten Veteranen beider Weltkriege bereitwillig Uniformen, Orden und Ehrenzeichen. So wurde der Grundstock der beachtlichen Militaria-/Varia-Sammlung gelegt. Jaeckel selbst kam von der Heereskunde, Uniformen etc. standen bei ihm hoch im Kurs. Sein ehrenamtlicher Nachfolger, der Zahnarzt Dr. Dietrich Boecker (Museumsleiter von 1967 bis 1987), ergänzte die Sammlung um Großexponate wie Flugzeuge, Raketen, Radargeräte und Fahrzeuge. Inzwischen hatte sich um den Museumsleiter ein Freundeskreis gebildet (Kuratorium, später Förderverein des Luftwaffenmuseums), der den Publikumsbetrieb garantierte.

Nach langwierigen Verhandlungen nahm schließlich 1987 die Bundesrepublik Deutschland in Gestalt der Bundeswehr das Luftwaffenmuseum als Geschenk aus den Händen des Kuratoriums an. Das Museum wurde nun eine militärische Einrichtung und als Teileinheit dem Militärgeschichtlichen Forschungsamt in Freiburg i. Br. unterstellt. Oberstleutnant Dr. Dieter Rogge wurde der erste hauptamtliche Museumsleiter und blieb es bis 1996. Mit der deutschen Einheit explodierte der Bestand des Luftwaffenmuseums und wurde um bedeutende Exponate aus der Nationalen Volksarmee in großer Zahl ergänzt. Somit wurde der Standort Uetersen/Appen zu klein. Das Museum verlegt in den Jahren 1994/95 komplett nach Berlin-Gatow, dem ehemaligen Standort der Royal Air Force und einem der drei Berliner Flugplätze der Luftbrücke. Kaum waren die über einhundert Luftfahrzeuge, die Vielzahl von Großexponaten und die insgesamt über 200.000 Exponate nach

Gatow verlegt, präsentierte sich das Museum ab dem 23. September 1995 der Berliner Öffentlichkeit. Hatte die Besucherzahl in den letzten Jahren in Uetersen/Appen bei ca. 25.000 gelegen, so zählt das Museum seit 1995 im Schnitt etwas über 50.000 Besucher. Allerdings war das Luftwaffenmuseum in Uetersen/Appen mehr oder weniger konkurrenzlos. In Berlin gibt es dagegen über 170 Museen, das neue Museum musste sich seinen Platz erobern und tut dies sehr erfolgreich. Seit 1995 konnten über 40 Dauer- und Wechselausstellungen eröffnet werden.

Seit 1998 ist das Luftwaffenmuseum eine selbstständige militärische Dienststelle – dem MGFA unterstellt – mit ca. 54 hauptamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Sein Auftrag ist es, die historische Bildung innerhalb der Bundeswehr zu unterstützen sowie sich an die interessierte Öffentlichkeit zu wenden. Derzeit sind Hangar 3 („Geschichte der militärischen Luftfahrt in Deutschland seit 1884“), Hangar 7 („50 Jahre Luftwaffe“) und das Gebäude 24, der Tower („Geschichte der militärischen Luftfahrt in Deutschland seit 1884 – Militaria-Varia“) zu besichtigen. Hinzu kommt das große Freigelände mit seiner Vielzahl von Großexponaten. Allerdings tragen die bisherigen Ausstellungen immer noch das Charakteristikum des Provisorischen. Das Museum soll in den kommenden Jahren nach internationalem Standard ausgebaut werden. Bestände und Ort bieten große Chancen:

Erstens präsentiert das Luftwaffenmuseum mit über 200 Luftfahrzeugen sowie sonstigem Großgerät die größte Sammlung von Waffensystemen des Kalten Krieges aus West und Ost. So schwach das Museum in puncto Flugzeuge bis 1945 bestückt ist, so stark ist es ab 1945. Zweitens ist der Ort Berlin-Gatow selbst ein Stück Luftwaffengeschichte. Hier befand sich von 1935 bis 1945 die Luftkriegsschule 2. Nicht weit davon entfernt lagen die Luftkriegsakademie sowie die Lufttechnische Akademie. Nach kurzem sowjetischen Intermezzo im Jahre 1945 war Berlin-Gatow von 1945 bis 1994 in den Händen der Royal Air Force. Da in im viergeteilten Berlin keine Kampfflugzeuge stationiert werden durften, fehlen die für Militärflugplätze des Kalten Krieges typischen Schutzbauten, so hat sich

(fast) original ein deutscher Militärflugplatz der Luftwaffe des „Dritten Reiches“ erhalten. Seit 1994 ist die Bundeswehr am Standort Berlin-Gatow präsent.

Zukünftig soll dem Besucher die Geschichte der deutschen Militärluftfahrt und der Luftkriegsgeschichte in vier Segmenten präsentiert werden, die Konzeptionsphase hat begonnen. In einer „Chronologie-Halle“ soll der Besucher – und hier besonders der eilige Besucher, aber auch die Gruppe – einen zeitlichen Überblick erhalten. Die übrigen drei Segmente sind thematisch gegliedert und

bieten folgende Aspekte an: „Mensch und Technik“, „Luftkrieg“ und „Luft- und Raumfahrt“. Basis der Überlegungen ist die moderne Definition von Militärgeschichte bzw. Luftwaffengeschichte.

- Luftwaffenmuseum der Bundeswehr
Kladower Damm 182, 14089 Berlin
Tel. 030-3687-2601
- Öffnungszeiten: Die-So 09.00-17.00 Uhr
Eintritt frei.
- www.luftwaffenmuseum.de (Förderverein)

Das Limesmuseum Aalen. Zweigstelle des Archäologischen Landesmuseums Baden-Württemberg

Von Helmut Rübsam

Der Teil des Limes, der sich im heutigen Deutschland befindet, bestand aus dem obergermanischen und rätischen Limes. Der obergermanische Limes begann bei Rheinbrohl und endete bei Lorch. Dieser bestand aus einem Erdwall mit einer Holzpalisade. Der rätische Limes, der an Aalen vorbeiging, begann bei Lorch und endete kurz vor Kelkheim an der Donau. Dieser bestand aus einer Steinmauer. Beide *Limites* besaßen Wachttürme, mit denen die Grenze überwacht wurde. Des Weiteren befanden sich im Hinterland römische Garnisonen, um gegen Eindringlinge vorgehen zu können. Zwischen 260 und 276 n. Chr. gaben die Römer den obergermanischen-rätischen Limes auf und zogen sich hinter den Rhein bzw. die Donau zurück.

Im Limesmuseum Aalen wird die Geschichte der *Provincia Raetia* und der *Provincia Germania superior* sowie der Geschichte des militärischen und zivilen Lebens am Limes dargestellt. Das Limesmuseum Aalen befindet sich auf dem Gelände des ehemals größten römischen Reiterkastells nördlich der Alpen. Die Ausstellung erstreckt sich auf mehrere Etagen. Als Exponate werden u. a. zahlreiche Grabungsfunde auf dem ehemaligen Kastellgelände und dem Kastell Rainau-Buch gezeigt.

Die Geschichte der beiden Provinzen wird durch Kartendarstellungen und Schaubilder dem Besucher näher gebracht. In diesem Zusammenhang wird auch die Geschichte des Imperium Romanum verdeutlicht. In dieser Etage wird auch auf die Geschichte des soldatischen Lebens eingegangen. So werden restaurierte Waffenfunde wie Schwerter und Stoßlanzen, aber auch Kettenpanzer und die

Caligulae (genagelte Sandalen) ausgestellt. Das Leben in den Limestürmen wird anhand eines Dioramas erklärt. Auch kann der Besucher anhand der Ausstellungsstücke und den Erklärungen den Unterschied zwischen den Legionären und den Hilfstruppen erkennen, denn beide Truppengattungen waren unterschiedlich ausgerüstet. Beeindruckend ist das Pfeilgeschütz, das im Maßstab 1:1 rekonstruiert wurde.

Einblick in das Leben der Zivilbevölkerung im Imperium Romanum gewähren Exponate wie Werkzeuge und Geschirr. Der Gold- und Silberschmuck sowie die goldgeprägten Münzen bezeugen einen bescheidenen Wohlstand in dem Grenzgebiet. Die wuchtigen, aus heimischen Sandstein gefertigten Weihe- und Grabsteine bilden dazu einen Kontrast. So beeindruckt eine 6,50 m hohe Säule zu Ehren des Gottes Jupiters.

Das Museumskonzept ist mit didaktischen Mitteln gut ausgearbeitet worden. So erleichtern detaillierte Zeichnungen, Fotos und Modelle das Textverständnis. Auch werden Filme gezeigt. Diese sind zwar schon älteren Datums aber immer noch lehrreich für das junge und alte Publikum. Zinnfigurendioramen bilden einen besonderen Anziehungspunkt für die kleinen Besucher.

Teil des Museums ist auch das Freigelände. Das Stabsgebäude mit dem Fahnenheiligtum wurde in mehrjährigen Grabungen freigelegt. Ein beschilderter Rundweg erklärt diesen Teil der Anlage. Entlang des Rundwegs stehen Meilensteine und Altäre, die durch Tafeln gut erklärt werden. Des Weiteren wurde eine Reiterbaracke nachgebaut. Diese besteht aus dem Stall für die Pferde und dem Aufenthalts-

raum für die Soldaten. Neben der Baracke befindet sich ein rekonstruierter Backofen, der an Aktionstagen in Betrieb genommen wird.

Das Museum hat von Dienstag bis Sonntag von 10.00 bis 17.00 Uhr geöffnet, auch an Feiertagen und am Wochenende. An Feiertagen, die auf einen Montag fallen, ist das Museum geöffnet. Kostenlose Führungen finden jeden ersten Sonntag im Monat um 14.30 Uhr statt.

Der Eintritt beträgt für Erwachsene € 3,00, ermäßigter Eintritt € 2,00 und für Kinder (6-14 Jahren) € 0,50. Schulklassen bezahlen € 0,50 pro Schüler.

Das Museum ist im Internet unter folgenden Links zu finden:

- www.museen-aalen.de
- www.konstanz.alm-bw.de

Der Masterstudiengang *Military Studies* in Potsdam.

Von Michael A. Volta

Wer auf der Suche nach einer akademischen Vertiefungsmöglichkeit militärhistorischer, militärsoziologischer und sicherheitspolitischer Interessen war, wurde bislang nur schwer fündig. Einige Universitäten und Institute in Deutschland, Österreich und der Schweiz bildeten zwar einzelne Felder militärbezogener Forschung und Lehre ab; ein gebündeltes, aufeinander abgestimmtes Curriculum mehrerer relevanter Wissenschaftsbereiche existierte bis dato jedoch nicht.

Die Universität Potsdam trägt dem gegenwärtig signifikant steigenden Bedarf an einschlägig profilierten Experten durch die Einrichtung eines neuen postgradualen Studiengangs Rechnung. Seit Oktober 2007 wird von den dortigen Lehrstühlen für Militärgeschichte und Soziologie ein forschungsorientierter Masterstudiengang *Military Studies* angeboten, der in dieser Konzeption einzigartig im deutschen Sprachraum ist. Die beiden Träger des Masterstudiengangs, das Militärgeschichtliche Forschungsamt in Potsdam und das Sozialwissenschaftlichen Institut der Bundeswehr in Strausberg, erweitern durch die Beteiligung ihrer Wissenschaftler am Lehrbetrieb nicht nur die vertretene Fachexpertise, sondern ermöglichen durch die Einbeziehung der Studierenden in laufende Forschungsprojekte bereits während des Studiums einen Einblick in mögliche Berufsfelder. Hochkarätige Referenten anderer Forschungseinrichtungen sorgen zudem für weiteren intensiven Praxisbezug und bieten Möglichkeiten zum akademischen Gespräch über den universitären Rahmen hinaus.

Das viersemestrige Postgraduiertenstudium ist modular strukturiert und wird mit dem akademischen Grad eines *Master of Arts* (M.A.) abgeschlossen. Der Ansatz, die

Themenfelder Krieg, Streitkräfte und organisierte Gewalt unter militärhistorischen,

militärsoziologischen und sicherheitspolitischen Gesichtspunkten interdisziplinär zu bearbeiten, wird durch eine Anzahl Fachkurse und Seminare, Lehrforschungsprojekte, forschungsorientierte Praktika sowie ein Forschungskolloquium umgesetzt, die von den Studenten zu absolvieren sind. Ein Wahlbereich dient der Vertiefung eigener fachlicher Interessen und Schwerpunkte.

Durch die überschaubare Größe des Studiengangs und das intensive Engagement der vier Trägereinrichtungen für die ausgesuchte Zahl an Studenten wird eine Betreuungsdensität sichergestellt, die in der gegenwärtigen Universitätslandschaft nicht mehr selbstverständlich ist. Die im Studiengang vertretenen ganz unterschiedlichen fachlichen und biographischen Hintergründe – alle Masterstudenten verfügen bereits über akademische Abschlüsse und zum Teil über Berufspraxis – ergänzen nicht nur den Austausch über Sachfragen durch wichtige interdisziplinäre Perspektiven, sondern sorgen auch für ein angenehmes und persönlich bereicherndes Klima über das rein Akademische hinaus.

Bewerbungen für den Masterstudiengang *Military Studies* werden jeweils bis zum 30. Juni für das darauffolgende Wintersemester entgegengenommen. Nähere Informationen sind erhältlich unter www.militarystudies.de oder bei:

Universität Potsdam, Historisches Institut, Masterstudiengang *Military Studies*, Frau Angela Zellner-Zimmermann, Am Neuen Palais 10, 14469 Potsdam, zellner@rz.uni-potsdam.de

UNENDLICHE WELTEN**„Operation Walküre“ (1971)**

Von Richard Kühl

Pünktlich zum Kinostart des Tom-Cruise-Thrillers „Operation Walküre“ ist nun bei EuroVideo eine DVD der gleichnamigen TV-Produktion aus dem Jahr 1971 mit Joachim Hansen als Graf Stauffenberg erschienen. Für den seinerzeit mit der Goldenen Kamera und dem Adolf-Grimme-Preis ausgezeichneten Zweiteiler zeichneten Helmut Pigge (Produzent) und Franz Peter Wirth (Regisseur) verantwortlich. Tatsächlich aber trägt er vor allem die Handschrift des Publizisten und Journalisten Joachim C. Fest. Er firmierte unter dem Label „Fernsehfilm“, war aber tatsächlich das, was heute historisches Dokudrama genannt wird. Bei dem ambitionierten Projekt „Operation Walküre“ handelt um eines der ersten seiner Art.

Merkwürdiger Weise gehört dieser Film unter den Produktionen, an denen Fest beratend oder federführend beteiligt war, zu den eher vergessenen. Auf wen die immer noch recht bekannte Dokumentation Fests „Hitler – Eine Karriere“ heute hölzern und dröge konzipiert wirkt, wer sich über den pompösen, mit Blick auf die Berechtigung einer cineastischen Umsetzung dieses Formats rätselhaft bleibenden „Untergang“ geärgert hat, wird sich beim (Wieder-)Sehen von „Operation Walküre“ vielleicht mit Verblüffung fragen, warum ausgerechnet dieses Festsche Werk in Vergessenheit geriet, und auch, warum Fest die hier erprobten Konzepte später nicht weiter verfolgte. Dabei ist „Operation Walküre“ alles andere als ein untypischer Fest: sein Faible für minutiöse Rekonstruktion, bei der die Reflexion bisweilen auf der Strecke bleibt, Fests Interesse an der einzelnen historischen Figur, bei dem die Frage nach Strukturen unterbelichtet bleibt, das findet sich auch hier.

Doch erweist sich dieser in Fests biographischen Arbeiten häufig als unzulänglich kritisierte Zugriff bei „Operation Walküre“ als ein Kunstgriff, der über rund 210 Minuten eine eindrucksvolle Mehrdimensionalität herstellt und es auf beispielhafte Weise schafft, den Forschungsstand (Anfang der 70er Jahre) filmisch abzubilden.

Die Erzählstruktur wurde nicht in die Hände eines Drehbuchautors gelegt, der sich

vor dem Hintergrund der durchaus nicht wenigen, bis heute nicht ganz geklärten Details der Ereignisse rund um das Attentat und den militärischen Umsturzversuch für die eine oder die andere Version entscheiden muss, sondern es wurden, wo es den Filmemachern relevant erschien, sämtliche Überlieferungen szenisch umgesetzt. Gedreht wurde, wo dies (noch) möglich war, an den Originalschauplätzen: in Becks Haus in Berlin, im Bendlerblock, im Majestic in Paris und anderswo. Unterbrochen werden die szenischen Sequenzen nicht nur von eingespielten Interviews, die Fest mit 25 Beteiligten und Augenzeugen geführt hat – von der Sekretärin Stülpnagels bis zum späteren Generalinspekteur der Bundeswehr Heusinger, mit überlebenden Offizieren aus dem Umfeld Stauffenbergs ebenso wie mit an der Niederschlagung des Umsturzes beteiligten Nazis (was bisweilen zu weit geht: Warum der Film zwischendurch einen mit Major Remer sichtlich amüsiert herumflachsenden Karl-Heinz von Hassel im Gespräch um dessen laxen Art, militärisch zu grüßen oder den Stahlhelm zu tragen, zeigt, bleibt schleierhaft. Warum der bei Fest unvermeidliche Albert Speer ausführlich zu Wort kommt, um vor allem Belanglosigkeiten los zu werden, ebenso.) Fest interviewt aber nicht nur, sondern, was auf den heutigen Betrachter zunächst komisch wirkt, wandelnd moderierend durch den gesamten Film. Vor, nach und manchmal auch mitten in den Szenen tritt er ins Bild, neben die Schauspieler, fasst zusammen und erläutert weiteres, holt Zeitzeugen in die Szene und damit an den Originalschauplatz des Geschehens, postiert sie gelegentlich neben die Darsteller und stellt ihnen ein, zwei Fragen. Auf diese Weise bietet der Film, in dem auf allen zusätzlichen Schnickschnack, sogar auf Filmmusik, verzichtet wurde, einen gleichermaßen nüchternen wie surrealen Zugang. Er führt vor Augen, dass in der handwerklichen Schlichtheit der frühen historischen Dokudramen ein mittlerweile vergrabenes Potential des Genres liegt.

Richard Kühl

Kontakt: rkuehl@ukaachen.de

VERANSTALTUNGEN, TAGUNGSBERICHTE

Rummel um Rommel. Zur Ausstellung „Mythos Rommel“ in Stuttgart.

Von Winfried Mönch

Das Haus der Geschichte Baden-Württemberg eröffnete im November 2006 im Stuttgarter Alten Schloss eine Erinnerungsstätte für die Brüder Stauffenberg, die hier ihre Kindheit verbracht hatten. In einem düsteren Kellergewölbe werden zu einer Musikkollage mit O-Tönen von Hitler und Goebbels neben historischen Dokumenten und Fotos u. a. auch das Cello Claus Graf Stauffenbergs gezeigt. Mit der Rommel-Ausstellung widmet sich das Haus nun innerhalb relativ kurzer Zeit wieder dem Thema militärischer und vor allem württembergischer Widerstand gegen das nationalsozialistische Regime. Bei beiden Präsentationen steht eher das Nachleben als die historische Persönlichkeit an sich im Fokus des Interesses. Es geht weniger um eigentliche Historie als um deren Bild in der Geschichte.

Kann man Mythen erzählen? Ja, denn Mythen standen am Beginn einer jeglichen Geschichtsschreibung. Kann man Mythen erklären? Kaum, denn in Erklärungsversuchen würden sie sich auflösen. Man kann sich ihnen höchstens begrifflich nähern. Kann man einen Mythos ausstellen? Nein, aber man kann ihn bebildern und bestücken; so legen es wenigstens die Designer des Hauses der Geschichte Baden-Württemberg in ihrer Schau „Mythos Rommel“ in Stuttgart nahe. Im Wesentlichen handelt es sich hier nämlich um eine Fotoausstellung, die mit Militaria, z. T. mit hochwertigen Stücken wie den Marschallstäben Rommels, angereichert wird. Auf Überlebensgröße hochgezogene Fotos, die Rommel in seinen charakteristischen Posen zeigen (Rommel im Mantel, Rommel mit Staubbrille, Rommel mit Fernglas, Rommel im und vor einem Fahrzeug usw.) hängen mal hoch, mal niedrig, mal schräg, mal quer, aber nie gerade im abgedunkelten Raum. Die Blickachsen der nationalsozialistischen Bildpropaganda werden damit dekonstruiert, glauben wenigstens die Ausstellungsmacher. Davor stehen zickzackförmige Tischvitrinen, die Originale aus der Epoche des Ersten Weltkrieges bis in die neueste Zeit hinein beinhalten. Die übrig gebliebenen Realien aus Leben und Nachleben Rommels sollen sich so mit dem „Mythos Rommel“ kontrastieren. Das Ganze hat aber eher die Anmutung eines be-

gehbaren kubistischen Bühnenbildes, das Fotos und Exponate enthistorisiert und sie so unreflektiert in die Gegenwart projiziert. Den offiziellen Fotos – immer nur schwarz-weiße, nie farbige – stehen in einem weiß getünchten Kabinett Privatfotos und private Alben gegenüber, als ob nicht auch Knipserbilder Mythen befördern könnten. Davor ist auf einem altarartigen Podest ein Buch mit dem tabellarischen Lebenslauf Rommels aufgelegt. Bewegte und bewegende Bilder aus Wochenschauen und Spielfilmen sollen den Mythos veranschaulichen. Warum dann ausgerechnet Filmplakat und Ölgemälde Rommels aus Kriegs- und Nachkriegszeit gerade gehängt sind, erschließt sich dem Betrachter nicht. Im Spannungsbogen zwischen Privatem, Propaganda und Verklärung soll sich dem Ausstellungsbesucher der Mythos eines von Freund wie Feind geachteten Nazi-Generals erschließen, der mit dem militärischen Widerstand gegen das nationalsozialistische Regime sympathisierte, wenn nicht gar paktierte und der nach Gründung der Bundesrepublik mehr denn je verehrt wurde. Wegen seiner weithin ungeklärten Rolle beim Attentat auf Hitler geriet er dann seit Ende der 1970er Jahre ins Zwielicht. Die Ausstellung will nun die unterschiedlichen Sichtweisen auf Erwin Rommel ermöglichen, ohne ihn zu bewerten – weder als „Helden“, noch als „Täter“ noch als „Opfer“. Vielleicht liegt ja die Aura des Mythischen gerade darin, dass er alles zusammen war. Wie dem auch sei, wenn man auf Wertungen verzichtet, gebricht die Sache leicht an Spannung und verliert sich im Ungefähr. So wird die entscheidende Frage, ob sich Rommel habe tatsächlich aktiv am Staatsstreich gegen Hitler beteiligen wollen, hauptsächlich als Verklärungsgeschichte der Nachkriegszeit dargestellt. Die Beantwortung dieser Frage überlässt man dann doch lieber einem Dokumentarfilmer und Drehbuchautor, der u. a. den Titel der Ausstellung geliefert hat und der gerade an einem TV-Event zu Rommel arbeitet. Ein Dokumentarfilm und ein Buch gingen der Ausstellung voran; ein Historiendrama folgt.

Zwischen den Großfotos der Ausstellung platziert ist der berühmte schwarze Leder-

mantel, in dem Rommel schließlich starb. Die leere Hülle scheint wie ein Geist in der Szenerie zu schweben. Dazu korrespondiert Rommels Totenmaske, die die Familie in einem zweiseitig aufklappbaren Schränkchen aufbewahrt hat. Gespenstisch strahlt der weiße Gips der Totenmaske vor dem hölzernen Hintergrund des Schreines im Spotlight. Dieses Exponat weist über den eigentlichen Zweck der Ausstellung hinaus. Sie ist auch Arbeit am Rommel-Mythos der zweiten Generation. Die Masse der Exponate stammt aus dem Besitz seines Sohnes Manfred. Teils gehören sie schon dem Haus der Geschichte, teils sind sie noch Privatbesitz. Manfred Rommel war 1974 zunächst als aussichtsloser Ministerialbeamter als Kandidat für das Amt des Oberbürgermeisters von Stuttgart an-

getreten. Er profitierte vom Mythos seines Vaters und wurde schließlich nicht zuletzt als dem „Wüstenfuchsle sei Kloiner“ gewählt. Manfred Rommel schildert im Katalogband ausführlich seine Sicht auf die historische Rolle seines Vaters. Vielleicht hätten der Ausstellung am Ende weniger Mythos, dafür aber mehr Humor und vor allem mehr Generationskonflikt gut getan.

Nähere Informationen:

Hecht, Cornelia / Häussler, Johannes / Linder, Rainer: Mythos Rommel. Katalog zur Sonderausstellung 18. Dezember 2008 bis 30. August 2009, hrsg. vom Haus der Geschichte Baden-Württemberg, Stuttgart 2008.

„Wenn sich Kriegsgegner wieder mit 'pestverseuchten Kühen' bewerfen, oder: Computerspiele - Geschichte - Wissenschaft".

Workshop an der Universität Siegen, 4./5. Dezember 2008

Von Daniela Fleiß

Der Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Siegen veranstaltete am 4. und 5. Dezember 2008 einen Workshop unter dem Titel „Wenn sich Kriegsgegner wieder mit ‚pestverseuchten Kühen‘ bewerfen, oder: Computerspiele - Geschichte - Wissenschaft“. Anlass war die Tatsache, dass Computerspiele mit historischen Settings auf dem umkämpften Software-Markt einen immer breiteren Raum einnehmen. Dass diese Spiele auch ein Thema für die historische Fachwissenschaft sein können, wenn nicht sogar sein müssen, betonte die Veranstalterin Angela Schwarz (Siegen) schon im Einführungsvortrag. Daher wurde mit der Veranstaltung erstmals versucht, die derzeit laufenden und geplanten Aktivitäten in dem Forschungsfeld der Computerspiele mit historischen Inhalten zusammenzufassen und zu diskutieren.

Der Publikumszuspruch war angesichts des innovativen Themas und der Popularität des Massenmediums groß. Wie wichtig es ist, dass sich Historiker mit dem Medium des Computerspiels auseinandersetzen, zeigten die sieben Vorträge und drei Diskussionsrunden, die unterschiedliche Spieltypen mit verschiedenen Fragestellungen untersuchten bzw. diskutierten, nur allzu deutlich.

Unabhängig davon, ob die Referenten wie Jan Pasternak (Siegen) die Strukturen einzelner

Spiele untersuchten oder wie Thomas Kubetzky (Braunschweig) nach den Geschichtsbildern fragten: Die historischen Ungenauigkeiten und Simplifizierungen waren unübersehbar. Dennoch ließen sich in den Spielen immer wieder Ansätze erkennen, die im Sinne einer differenzierteren Geschichtsdarstellung positiv zu werten waren. Das galt besonders, obschon nicht ausschließlich, für die Spiele, die Heiko Brendel (Mainz) auf historische Tiefe bzw. historischen Determinismus hin untersuchte. Allerdings traten in seinen Beispielen die Grenzen dafür klar hervor, wo historische Genauigkeit die Spielbarkeit so sehr überlagert, dass Spielbarkeit kaum noch gewährleistet werden kann.

Eine ganz andere Herangehensweise an das Thema suchte die erste Diskussionsrunde des Workshops, die die Frage nach der Popularität des Heldentopos in der heutigen Zeit aufwarf, wobei der Fokus auf „militärischen Helden“ des Zweiten Weltkrieges und deren Adaption im Computerspiel lag. Obgleich eine schwierige Aufgabe, gelang es den Diskutanten Heinz-Ludger Borgert (Freiburg), Erik Fischer (Bochum) und Dietmar Osses (Dortmund) doch, im Verbund mit dem Plenum, den „Heldenboom“ der vergangenen Jahre auch im Medium Computerspiel nachzuverfolgen. Eine weitere Diskussionsrunde mit Vertretern der Firma Ubisoft bildete den

Abschluss des ersten Veranstaltungstages. In dieser Runde wurden die Diskrepanzen zwischen Geschichte als Wissenschaft und Geschichte als Marke, wie sie von der Softwarebranche genutzt wird, sehr deutlich. Obwohl sich die Hersteller zumeist nur einer in der Öffentlichkeit verbreiteten „wahrgenommenen Geschichte“ oder in manchen Szenarien einer rein optischen Akkuratessse vor allem militärisch-technischer Details bedienen, ließen sich im Verlauf der Diskussion doch Berührungspunkte zwischen Wissenschaft und Vermarktung erkennen, die eine Zusammenarbeit zwischen Spielebranche und Historikern in den Bereich des Möglichen rücken.

Der zweite Tag stand vor allem im Zeichen von Krieg und Frieden. Sowohl die Frage von Steffen Bender (Tübingen) nach der Vermittlungsmöglichkeit historischer Kriegserfahrungen durch Ego-Shooter als auch jene nach einer Lösung des Nahostkonflikts im Rahmen eines Computerspiels, die Annette Vowinckel (Berlin) stellte, regten eine intensive Diskussion an. In beiden Fällen wurden die Ansätze erkennbar, wie sich die Hersteller darum bemüht haben, ein bis zu einem gewissen Grad wirklichkeitsgetreues Szenario zu errichten, das andererseits aber stark unter den spiel- oder genretechnisch notwendigen Reduktionen zu leiden hatte. Zwischen den

beiden Beiträgen analysierte Sebastian Knoll (Mannheim) das Verhältnis von Geschlecht und historischem Computerspiel. Sowohl in der Entwicklung der Spielerinnen und Spieler als auch in den Spielen selbst blieben die stereotypen Vorstellungen über die Geschlechterverteilung bis in das 21. Jahrhundert präsent und erst die jüngste Entwicklung lässt offenbar Änderungen diesbezüglich erwarten. Den Abschluss des Workshops bildete ein Experiment, bei dem das Plenum anhand von ausgewählten Elementen aus Computerspielen in der Rolle künftiger Historiker ein Bild des 20. Jahrhunderts rekonstruieren sollten. Dabei zeigte sich sehr rasch, wie schwierig es ist, mit den in den Spielen vermittelten Geschichtsbildern umzugehen und welche Probleme sich aus der Sicht der Historiker aus der Wahl der Szenarien ergeben, die das Bild der Geschichte noch mehr verzerren. Doch gerade diese Erkenntnis führte abschließend noch einmal klar vor Augen, wie wesentlich es ist, dass sich gerade die Geschichtswissenschaft weit mehr als bislang mit diesem Medium populärer Präsentation von Geschichte auseinandersetzt.

Daniela Fleiß

Kontakt: fleiss@geschichte.uni-siegen.de

ANKÜNDIGUNGEN, CALLS FOR PAPERS

Unbeschreibliche Gewalt.

Die Kultur der Schlacht von der Antike bis zum 20. Jahrhundert.

Jahrestagung des Arbeitskreises Militärgeschichte e. V. vom 5. - 7. November 2009 in Minden

Veranstalter: Jun.-Prof. Dr. Marian Füssel, PD Dr. Michael Sikora

Call for Papers - Deadline: 30.03.2009

Gewalt gehört seit einigen Jahren zu den meistdiskutierten Themen der historischen Forschung. Merkwürdigerweise ist dabei aber die extremste Form der Gewaltanwendung, die Schlacht, weitgehend unbeachtet geblieben. Eine moderne, methodisch innovative Schlachtengeschichte, die Anschluß sucht an die kulturwissenschaftlichen Analysen von Gewaltphänomenen, stößt allerdings auch auf mehrere Hürden. Zwar hat sich die moderne Militärgeschichte von den legitimatorischen und „applikatorischen“ Traditionen der Generalstabsgeschichte verabschiedet, aber auch die Ansätze für eine neue Operationsgeschichte haben bisher noch kaum Anknüpfungspunkte bereit gestellt für eine

Kulturgeschichte der Schlachtgewalt jenseits des taktischen Kalküls. Im Gegensatz zu den Problemen alltäglicher Gewalt ist dem modernen Betrachter das Schlachtgeschehen ohnehin nur noch als historisches Phänomen vermittelbar, ist doch der modernen Kriegführung ein ereignishafter Fokus abhanden gekommen. Schließlich sieht sich gerade die Geschichte der Schlacht mit einer Reihe grundlegender methodischer Probleme konfrontiert. Anregungen von methodisch innovativen Studien wie John Keegans *Face of Battle* (1975) sind dabei bislang in der deutschsprachigen Forschung kaum aufgenommen worden.

Als Schlacht soll eine militärische Konfrontation großen Ausmaßes gelten, die als

in Zeit und Raum klar definiertes, singuläres Ereignis wahrgenommen werden kann und wahrgenommen worden ist. Die Herausforderung besteht darin, daß es sich dabei um ein scheinbar chaotisches, in der unüberschaubaren Fülle des Gleichzeitigen schlechthin nicht beschreibbares Geschehen handelt, das sich bei näherem Hinsehen in eine Vielzahl kontingenter Gewaltpraktiken auflöst. Die Rekonstruktion dieser Praktiken wie des Ereignisses als Ganzem bleibt jedoch auf die in Selbstzeugnissen und Relationen niedergelegte Wahrnehmung der Zeitgenossen angewiesen, die selbst bestimmten narrativen Mustern folgen. Auf die Faszination, die von einer in Raum und Zeit extrem verdichteten, zugleich in ihrer ganzen Komplexität gar nicht wahrnehmbaren Eruption von Gewalt ausgeht, wird seit jeher mit Realitätseffekten reagiert. Auch die scheinbar noch so objektive Darstellung fußt dabei letztlich auf vorstrukturierten Artikulationsmustern. Dieser Herausforderung soll begegnet werden, in dem nicht neue Rekonstruktionen produziert, sondern die Produktionsbedingungen von Rekonstruktionen analysiert werden sollen, also die Art und Weise, in der sowohl einzelne Elemente als auch das Ganze der Schlacht in Wahrnehmungsweisen und Repräsentationen ihren Niederschlag findet.

Mögen die zeitgenössischen Berichte und Bilder auch noch so realistisch anmuten, so bleibt immer zu bedenken, dass sie nur eine kulturell vermittelte Realität beschreiben. Aus sehr unterschiedlichen Perspektiven konstruieren sie die Normalität im Chaos, selektieren sie zwischen dem Gewöhnlichen und dem Heroischen, dem Legitimen und dem Unerhörten, dem Sagbaren und dem Unausprechlichen. Diese Codierung erst erlaubt es, die Gewalt überhaupt als sinnhaft darzustellen und zu bewältigen, und an diesem Punkt wird die Schlachtgeschichte zum zentralen Kapitel einer Kulturgeschichte der Gewalt. Die Hierarchisierung in authentische und weniger authentische Quellentypen wird man auf diesem Wege zugunsten der Frage nach den Unterschieden ihrer medialen Qualität aufgeben müssen. Dadurch tritt die Frage nach den unterschiedlichen Repräsentationen des Ereignisses in den Mittelpunkt. Schlachtenbilder treten als Vermittler von Realitätseffekten damit ebenso in den Blick wie Briefe oder Tagebuchaufzeichnungen.

Eine so verstandene kulturgeschichtliche Perspektive auf die Schlacht strebt keine

histoire totale des Ereignisses an. Die Erzählungen des politischen Machtkampfes oder die traditionellen sozialgeschichtlichen Fragestellungen der neuen Militärgeschichte treten zurück gegenüber einer Fokussierung auf das Ereignis. Die Schlacht bildete im Vergleich zu anderen Formen militärischer Gewalt wie Belagerungen, kleinem Krieg oder der Bedrückung der Zivilbevölkerung eher die Ausnahme. Eine auf den Ereignischarakter abstellende Perspektive hat dies zu berücksichtigen und die Besonderheiten aufzuzeigen.

Die Konzentration auf den Zusammenhang von Gewalt, Ereignis und Repräsentation verspricht dafür in mehrfacher Hinsicht weiterführenden Gewinn. So bewegt sich die kulturgeschichtliche Perspektive konsequent jenseits einer militärischen Fortschrittsgeschichte, sei es in technologischer oder in taktischer Hinsicht. Vielmehr zeigt sich vor dem Hintergrund des Wechselspiels von Struktur und Ereignis die spezifische Historizität von Schlachtengewalt. Den Gewaltcharakter der Schlacht ernst zu nehmen heißt, sie in ihrer spezifischen Qualität als elementare, alle Sicherungen des Lebens infrage stellende Ausnahmesituation zu begreifen und sich einer dezisionistischen Narration zu verweigern, die die Gewalt in der Abfolge von Voraussetzungen, Ergebnis und Folgen funktional neutralisiert. Indem schließlich die kulturellen Bedingungen der Ereigniskonstitution selbst in den Blick treten kann eine so verstandene „neue“ Schlachtengeschichte auch einen Beitrag zu einer allgemeinen Kulturgeschichte des Politischen leisten.

In diesem Sinne sind verschiedene Dimensionen denkbar, die geeignet sind, sich dem Phänomen der Schlacht in systematischer Weise zu nähern:

Die Materialität des Kämpfens

Der Kampf benötigt Geräte und Ausrüstung, von den Waffen über die spezielle Kleidung bis zu Signalinstrumenten und Fahnen. Was sagen die Berichte und Bilder über die Anwendung der Geräte aus? Welcher Nutzen und welche symbolische Bedeutungen werden den Werkzeugen der Schlacht zugeschrieben? Inwieweit geht von ihnen Bedrohlichkeit oder Stärke aus?

Die Körperlichkeit der Teilnehmer

Der Kampf zielt auf die Verletzung und Tötung des Gegners. Inwieweit aber wird die Verletzlichkeit der Streiter wahrgenommen? Welche Rolle spielt der Tod in den Wahrnehmungen der Schlacht? Welche Bedeutung wird dem Blut zugeschrieben und den Verletzungen, der Haltung der Bedrohten, der Verwundeten, der Sterbenden? Was wird mit den Toten und Verwundeten gemacht?

Die Räumlichkeit der Schlacht

Der Ereignischarakter der Schlacht verwirklicht sich im begrenzten Raum. In welcher Weise realisiert sich der Zusammenhang des Geschehens im Raum, wie also wird kommuniziert, wie weit kann gehört und gesehen werden, wie weit gespannt ist überhaupt der Raum des Wahrnehmbaren? Welche symbolische Bedeutung kommt schließlich der Wahlstatt zu, die geräumt werden muß oder behauptet werden kann?

Die Erfahrung der Schlacht

Es darf unterstellt werden, daß die Schlacht von allen Teilnehmer als höchst aufwühlende Erfahrung erlebt wird. Was davon findet Niederschlag in den Berichten der Augenzeugen? Inwieweit werden kontingente Eindrücke kontextualisiert, gedeutet und bewältigt? Wie verhalten sich Nähe und Ferne, Kämpfer und Führer zum Geschehen der Schlacht?

Die Vermittlung der Schlacht

Die Bedeutung des Ereignisses manifestiert sich darin, daß es den Zeitgenossen als solches vermittelt wird. Wie aber verhält sich Komplexität und Reduktion in der Art und Weise der Darstellung? Inwieweit wird das

Geschehen ausgewählt und hierarchisiert? Was gilt als offenbar interessant und entscheidend, wie verhält sich Faszination zu Schrecken, Parteilichkeit zu Sensation?

Die Schlachten der Geschichte

Schlachten leben fort, bleiben mitunter umstritten und werden am Ende auch noch nachgestellt. Inwieweit mutiert der Ereignischarakter der Schlacht in der historischen Rezeption? Welcher Mittel und welcher Sinn-schichten bedient sich die Nachwelt bei der Rekonstruktion der Schlachten? In welcher Weise eignet sich die Nachwelt Schlachten an?

Die geplante Tagung wird sich ausschließlich auf Landschlachten konzentrieren (Luft- und Seekrieg sollen explizit nicht berücksichtigt werden). Die einzureichenden Vorschläge sind zeitlich wie räumlich ungebunden. Beiträge zur außereuropäischen Geschichte sind ausdrücklich erwünscht. Grundvoraussetzung für die Berücksichtigung eines Beitrags ist jedoch eine dezidiert kulturwissenschaftliche Ausrichtung. Wir bitten um Einsendung eines Abstracts von etwa einer Seite sowie einer knappen bibliographischen Personenskizze bis zum 30.3.2009.

Kontakt:

Marian Füssel

Seminar für Mittlere und Neuere
Geschichte, Platz der Göttinger Sieben
5, 37073 Göttingen. Tel. 0551-394652
Marian.Fuessel@phil.uni-goettingen.de

Michael Sikora

Historisches Seminar, Universität
Münster.
sikora@uni-muenster.de

Imperialkriege – 50. Internationale Tagung für Militärgeschichte Potsdam, 29.06.-01.07.2009

Vom 29. Juni bis 1. Juli 2009 wird in Potsdam unter dem Titel „Imperialkriege“ die 50. Internationale Tagung für Militärgeschichte stattfinden. Veranstalter sind das Militärgeschichtliche Forschungsamt in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Historischen Institut London, dem Hamburger Institut für Sozialforschung und dem Arbeitskreis Militärgeschichte e. V.

Die Tagung zielt im diachronen und internationalen Vergleich auf ein historisch und theoretisch fundiertes Verständnis des Charakters asymmetrischer und transkultureller Gewaltkonflikte an der Peripherie des Weltsystems von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart. Der Begriff „Imperialkriege“ soll dabei den Betrachtungshorizont öffnen für Konflikte jenseits der Hochphase der

europäischen Kolonialreiche. Nicht nur Dekolonisationskriege, sondern auch die jüngsten westlichen Interventionen sollen so daraufhin untersucht werden, ob und inwieweit sie in einer Tradition der gewaltsamen Komponente der europäischen Expansion seit ca. 1500 stehen, derselben Logik folgen und vergleichbare Strukturen aufweisen.

Montag, 29. Juni 2009

14:00 Begrüßung

14:30 Keynote: Imperialkriege (Dierk Walter)

15:15 Kaffeepause

15:45 Überblicke

(Moderation: Benedikt Stuchtey)

15:45 Chinas imperiale Kriege. Die militärische Expansion Chinas während der Qing-Dynastie 1644-1911 (Cord Eberspächer)

16:05 Imperialkriege Spaniens in der Frühen Neuzeit (Horst Pietschmann)

16:25 Kleiner Krieg – Guerilla – Imperialkrieg. Die Kriege des französischen „Imperiums“ im 19. Jahrhundert (Martin Rink)

16:45 Die russische Imperialexpansion in Asien (Kerstin Jobst)

17:05 Diskussion

18:00 Ende

Dienstag, 30. Juni 2009

10:00 Träger der Kriegführung I

(Moderation: Dierk Walter)

10:00 Händler, Söldner und Sepoys. Transkulturelle Kampfverbände auf den südasiatischen Schauplätzen des Siebenjährigen Krieges (Marian Füssel)

10:20 Rangers: Die Erfolgsgeschichte eines Konzepts in der Aufstandsbekämpfung - von 1676 bis zur Gegenwart (Stephan Maninger)

10:40 German Auxiliary Troops in Colonial Wars 1776-1808 (Chen Tzoref-Ashkenazi)

11:00 Diskussion

11:30 Kaffeepause

12:00 Träger der Kriegführung II

(Moderation: Dierk Walter)

12:00 Die französische Fremdenlegion als transkultureller Erfahrungsraum (Christian Koller)

12:20 Lernen für den Kolonialkrieg: Das „ostasiatische Expeditionskorps“ des Deutschen Reiches in China 1900/1 (Eckard Michels)

12:40 Intervention und Kolonialpolitik: Die Rolle des fliegenden Kreuzergeschwaders

als Instrument der deutschen Außenpolitik in Übersee, 1886-1893 (Heiko Herold)

13:00 Diskussion

13:30 Mittagspause

15:00 Charakter der Kriegführung I

(Moderation: Rolf Dieter Müller)

15:00 Zur Logik der Kriegführung der Herero in vor- und frühkolonialer Zeit (Matthias Häußler)

15:20 Deutsche Kolonialkriegführung in Ostafrika (Tanja Bühner)

15:40 Asymmetrie und die Logik der Vernichtung (Jürgen Zimmerer)

16:00 Diskussion

16:30 Kaffeepause

18:00 öffentliche Podiumsveranstaltung:

„Imperialkriege – gestern und heute?“

Moderation: Constanze Stelzenmüller (angefragt)

Teilnehmer: Stig Förster; Bernd Greiner; Klaus Reinhardt; Winfried Nachtwei

20:00 Ende

Mittwoch, 1. Juli 2009

9:30 Charakter der Kriegführung II

(NN; Leiter Abteilung Forschung MGFA)

9:30 The Napoleonic Gendarmerie: An early exercise in colonial policing and counterinsurgency (Michael Broers)

9:50 Der Krieg im Sertão 1896/97. Die „Brasilianische Vendée“ als asymmetrischer oder imperialer Konflikt? (Gerhard Wiechmann)

10:10 Die österreichisch-ungarische Besetzung Montenegros im Ersten Weltkrieg als habsburgischer Imperialkrieg (Heiko Brendel)

10:30 Die Versuche des britischen Empire zur Pazifizierung der indigenen Stämme in Kurdistan und in der North-West Frontier Province 1918 – 1947 (Bernd Lemke)

10:50 Diskussion

11:30 Kaffeepause

12:00 Einbettung der Kriegführung

(Moderation: Sönke Neitzel)

12:00 Bevölkerungskontrolle als Mittel der Counterinsurgency: Spanische Antiguerilla-Kriegführung auf Kuba, 1868-78, 1895-98 (Andreas Stucki)

12:20 Die Camps de Regroupement und die französische Umsiedlungspolitik im

Algerienkrieg 1954-1962. Motive, Formen, Folgen (Moritz Feichtinger)

12:40 „Antisubversiver Krieg“ - Bedeutung und Transfer von Militärdoktrin im Zeichen der Dekolonisierungskriege (Fabian Klose)

13:00 Diskussion

13:30 Mittagspause

15:00 Theoretiker, Erfahrungen und Institutionen (Moderation: Tanja Bühner)

15:00 Der Raum und seine tatsächliche Beherrschung als zentrales Problem von Imperialkriegen. Die Perzeption des Kleinen Krieges durch deutsche Streitkräfte im Zeitraum 1884 bis 1914 im Spiegel des Militär-Wochenblattes (Harald Potempa)

15:20 Von Suppen, Messern und dem Löffel. Die US-Streitkräfte als „lernende

Institution“ und das Problem der Counterinsurgency (Erik Fischer)

15:40 Guerre Révolutionnaire. Die französische Theorie zur Aufstandsbekämpfung in Algerien 1954 bis 1962 (Peter Lieb)

16:00 Diskussion

16:30 Tagungsende

Informationen

Aktuelle Informationen zur Veranstaltung können auf den Websites www.mgfa.de und www.akmilitaergeschichte.de abgerufen werden. Veranstaltungsort ist das Kongresshotel Potsdam am Templiner See (www.kongresshotel-potsdam.de).